it. sing. 842

<36606326770019

<36606326770019

Bayer. Staatsbibliothek

# Reisen eines Curländers durch Schwaben.

[Von Joh. Ferd. Caann]

Ein Nachtrag zu den Briefen eines reisenden Franzosen.

[Nürnberg]

1784.

Wb/50/289

85 BG

It. sing. 842

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorbericht.

Der reisende Franzose ist ein allerliebster Mann! Ich weiß nicht, ob ich ihm für seine der Welt mitgetheilte Bemerkungen; oder seinem Uebersezer, daß er solche den der französischen Sprache unerfahrnen, unter die ich mich zu meiner Schande auch zählen muß, genießbar ma-

chen wollte, mehr danken soll? Genug, ich lernte Bayern, Schwaben, die Pfalz am Rhein, und alle die Gegenden, die er sonst noch beschrieben hat, so kennen, daß ich zufrieden bin. Die Schreibart ist unterhaltend, und auch der Uebersezer hat gethan, was man immer erwarten konnte, sogar, daß man durchaus mehr Original als Uebersezung, zu lesen glaubt. Doch, daß er alles bemerkenswerthe noch gerade erschöpft hätte, könnte ich, besonders seitdem ich Schwaben selbst gesehen, und mich nach manchem, worüber er — mit Fleiß, oder unvorsezlich? das weiß ich nicht — hinweggeschlüpft ist, ganz genau erkundigt habe, eben nicht

sagen. Vielleicht finden meine Leser die Ergänzungen in den folgenden Briefen, in die ich meine Beobachtungen, so gut ich sie auf der Reise selbst, um mir nichts entgehen zu lassen, niedergeschrieben habe, einkleiden wollte. Sollten manche verschiedenes angemerkt finden, das ihnen unbedeutend scheinet; und hingegen auf Lücken stoßen, die sie ergänzt zu sehen gewünscht hätten; so will ich mit ihnen nicht rechten, und mich gerne bescheiden, daß mich vielleicht nur die Absicht, in der ich gereißt bin, die sich aber nun hier nicht sagen läßt, entschuldigen kann. An der Kritik, die man diesen Briefen des reisenden Franzosen in einer besondern

Schrift entgegen gesezt hat, nehme ich keinen Theil. Wenn es auf mich angekommen wäre, so wollte ich ihn lieber aufgefordert haben, noch mehrere Reisebeschreibungen zu liefern, als ihn über die schon vorhandene zur Verantwortung ziehen. — Pr. den 21. Jul. 1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



# Erster Brief.

Nach einer Reise von fünf Wochen und drey Tagen, die, wider alles mein Denken, mit Unannehmlichkeiten von allerhand Arten begleitet war, und mit deren Erzählung ich Ihnen, Schäzbarer Freund, nicht beschwerlich fallen will, — genug, daß mir das bloße Angedenken davon noch immer mehr, als mir lieb ist, aufs Herz fällt, — habe ich endlich Schwabens Gränzen betreten. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen dieses schöne Stük von Deutschland der Länge und Weite nach beschreibe. Dazu wäre ich zu bequem, wenn mir auch meine Schreibtafel den reichsten Stoff zu einem noch so ansehnlichen Werk darböte. Ich begnüge mich, Ihnen nur solche Dinge zu überschreiben, die mir beobachtungswürdig vorgekommen sind: und ich zweifle nicht, Sie werden hie und da Nachrichten antreffen, die man bisher in öffentlichen Schriften nicht gefunden hat, wenn sie schon vielleicht wichtiger sind, als manche

andre, auf deren Mittheilung man sich weis nicht was einbildet.

Der Schwäbische Krais gehört unter die besten des deutschen Reichs; und wenn die Bewohner desselben ihre Vorzüge erkennen und fühlen, so können sie im Genuß derselben sich über die unverdiente Schmach, die sie noch immer, als **Schwaben**, von andern, die doch nicht besser, als sie, sind, tragen müssen, getrost hinwegsezen: und jener Würtemberger, der, um den Nekereyen, die sich die Schwaben in andern Ländern Deutschlands je und je ausgesezt sehen, zu entgehen, die Frage, ob er ein **Schwabe** sey, so beantwortete: **Nein**, sondern ein **Würtemberger**! hat, dünkt mich, seine Sache in keiner Rüksicht gut gemacht; und er muß es mit sehr gefälligen Leuten zu thun gehabt haben, daß er sich mit dieser den **Holländern**, in **Japan**, abgeborgten Wendung Ruhe verschaffen konnte. —

**Bamberg** und **Würzburg** sind zwo herrliche Provinzen im **Frankenlande**: ich glaubte, da ich auf meiner Reise diese beyde Hochstifter sahe, ich würde, je weiter ich gegen Süden käme, nun das Beste schon genossen haben; fand aber zu meinem Vergnügen mei-

ne Vermuthung ungegründet, da ich beynahe überall, wo ich hinkam, die schönste und fruchtbarste Gegenden antraf, die durch den Fleiß der Einwohner, freylich hie und da mehr oder weniger, möglichst benuzt werden. Daß nicht noch mehr geschehen, und die Landwirthschaft nicht auf einen noch bessern Fuß gesezt werden könnte, will ich eben nicht behaupten. Die Schwaben sind etwas langsam und bedächtlich, und hangen vielleicht noch zu sehr an dem wohlhergebrachten von ihren Vorfahren; wollen auch keine Versuche aufs Ungewisse machen, und sich nicht anders, als durch den Augenschein überzeugen lassen. Der durch seine Schriften über die Landwirthschaft in ganz Deutschland mit Recht berühmte Würtembergische Gottesgelehrte, **Sprenger**, der von dem Professorat im Kloster Maulbronn vor drey Jahren zu der Prälatur **Adelberg** und Stelle eines Generalsuperintendenten erhoben worden ist, auch erst seit ein paar Monathen um seiner Verdienste willen, die er um die Landökonomie besizt, einen Plaz unter den Assessoren der Würtembergischen Landschaft des äussern Ausschusses erhalten hat, hat, wie ich mir habe sagen lassen, mehrere unter den

Auswärtigen, die sich seine Einsichten zu Nuze machen, als unter seinen Landesleuten. Es wäre möglich, daß das Sprüchwort bey ihm einträfe: ein Prophet gilt nirgend weniger, als in seinem Vaterlande, und bey den Seinen; und vielleicht dürfte nur ein Curländer den Schwaben Vorschriften geben, wie sie ihren Feldbau besser einrichten sollen, so würde er mehr Gehör finden, als jener aus ihrem Mittel, dem sie wohl gar auch deswegen nicht recht trauen, weil — ein Urtheil, das ich würklich gehört habe — ein Theologe sich mit der Bibel, und nicht mit ökonomischen Dingen, die ausser seiner Sphäre seyen, abzugeben habe. Ich hoffe, dieß seye mehr Scherz, als Ernst gewesen, sonst würden sich keine vortheilhafte Schlüsse auf die Einsichten und auf das Herz der Landsleute des Herrn **Sprengers** daraus ziehen lassen. Wenn dieser Gelehrte den Pflichten seines Amts getreu ist, woran ich nicht zweifle, weil er sonst gewiß keine so beträchtliche Beförderung würde erhalten haben; so sollte man ihm noch dafür danken, daß er sich auch andere nicht eben zu seinem nächsten Beruf gehörige Kenntnisse erwirbt, und dadurch seinen Mitbürgern nüzlich

zu werden sucht; anstatt daß man ihm seine landwirthschaftliche Bemühung zum Vorwurf macht, und ihn ungütig darüber beurtheilet. Ich wünschte, daß die Mitglieder der katholischen Geistlichkeit, in deren Bekanntschaft ich, in den Klöstern Schwabens, und ausser derselben, gekommen bin, statt anderer Beschäftigungen, die weder ökonomisch, noch theologisch sind, ihre übrige Zeit und Muse einem so allgemein nüzlichen und eben deswegen rühmlichen Gegenstand widmen möchten. Sparsamkeit, und Oekonomie, und Aufhäufung von Schäzen ist ja sonst ihre Sache: und wenn nirgends große Baarschaften sind, so findet man sie in den Klöstern, wie der Kayser Joseph davon die unläugbarste Beweise in den Händen hat. Zu Ergözlichkeiten, die ihrem Stande angemessen sind, wird immer noch Rath, wenn auch etwas von der Zeit, die von Berufsgeschäften und gelehrten Bemühungen übrig ist, auf Landwirthschaft, und was damit in Verbindung stehet, verwendet wird. Wie sehr die Verdienste des Herrn Prälaten Sprengers, um die ökonomische Wissenschaften ausser seinem Vaterlande erkannt werden, davon kann dieß der beste Beweis seyn, daß

er, wie ich mir, noch ehe ich nach Schwaben kam, habe erzählen lassen, einen ansehnlichen Ruf ausser Lands erhalten hat, einen Posten zu bekleiden, der ihm grosse Ehre gemacht hätte, und ihm nicht weniger sehr einträglich gewesen wäre, wenn er sich hätte überwinden können, die Liebe zu seinem Vaterlande einem noch glänzendern Glük nachzusezen, als er in Würtemberg würklich genießt, womit er aber vollkommen zufrieden ist, und dadurch beweißt, daß er auch ein Philosoph sey, dem die Erfüllung der dem Vaterland schuldigen Pflichten mehr werth ist, als andre Aussichten, durch die sich ein grosser Theil der Menschen allein leiten läßt, und darüber die heiligste Verpflichtungen getrost hintansezt. Ein anderer würde diese Gelegenheit begierig ergriffen haben, seine Landsleute seinem Unwillen über ihre Unbiegsamkeit gegen seine Vorschriften und Lehren in der Landwirthschaft empfinden zu lassen, und ihnen ihre Blindheit begreiflich zu machen. Aber innere Ueberzeugung und gutes Gewissen siegt immer über Vorurtheile anderer, in die sich gemeiniglich auch noch Leidenschaften einmischen, wenn jene nicht gar von diesen erzeugt werden. —

Ich habe oben der katholischen Klöster gedacht, und den Wunsch geäussert, daß die in denselben ein so bequemes Leben führende Herren, wenigstens einige unter ihnen, sich das Studium der Landwirthschaft besser, als bisher angelegen seyn lassen möchten, sollte es auch nur darum seyn, um ihre eigene Einkünfte dadurch zu vermehren, wenn sie auch die Absicht nicht damit verbinden wollten, dem Landesherrn, in dessen Gebiet sie wohnen, und den Unterthanen desselben, nüzlich zu werden. **Schwaben** hat vor andern Ländern des deutschen Reichs eine beträchtliche Anzahl unmittelbarer Klöster oder **Gotteshäuser**, wie man sie zu nennen pflegt, deren ich verschiedene mit Vergnügen gesehen, und wenig angetroffen habe, das ich nicht hätte bewundern müssen, wovon ich Ihnen in meinen folgenden Briefen etwas ausführlichere Nachrichten mittheilen werde. Nur glaube ich mehrere gefunden zu haben, in deren Gegenden der Landmann die Vortheile nicht genießt, die er genießen könnte und sollte, wenn man ihn zu mehrerem Fleiß und Klugheit in seinen Geschäften aufmunterte; und wovon die Einkünfte jener Gotteshäuser selbst zuerst den au-

genscheinlichsten Nuzen spüren würden. Ich hoffe nicht, daß man mir die Reflexion entgegen sezen werde: Bey der bisherigen Methode das Feld zu bauen, seye man gleichwohl nicht übel gefahren; das Kloster seye reich dabey geworden; die Unterthanen haben ihre Zinsen, Gilten, Zehnten, u. s. w. richtig abgetragen; Neuerungen seyen abermal etwas mißliches; man habe das Gewisse dem Ungewissen vorzuziehen; manche der neuern Landwirthschaftsschriftsteller reden, wie der Blinde von der Farbe, gründen sich nicht auf Erfahrungen; die Vorschriften, die sie ertheilen, seyen nicht überall anwendbar; der Bauer, der sein Geschäft treibe, wie er es von seinem Vater und Grosvater gesehen und gelernt habe, seye nicht dazu zu bringen, von dem alten Schlendrian abzugehen; lache wohl gar hönisch über solche neue Feldbaumeister, und denke in seinem Herzen: der Schuster solle bey seinem Leisten bleiben: er rede ja auch den geistlichen Herren in ihrem Studiren und in ihren Büchern nichts ein; so sollen sie ihn, als der es besser wissen müsse, als sie, auch in seinem Geschäfte machen lassen u. dgl. das sind lauter Einwürfe, die sich eben so bald widerlegen, als

vorbringen lassen. Wenn man bey der bisherigen Art, den Feldbau, und was dazu gehört, zu treiben, wohl gefahren ist, so wird man bey der neueren, wo sie anschlägt — denn überall, das gestehe ich gerne ein, läßt sie sich nicht nachmachen — auf ächte und durch sichere Erfahrungen erprobte Grundsäze gebauten Art noch besser fahren: ist das Kloster reich geworden, so lange man sich an die von den Voráltern erlernte Art gehalten hat, so kann es bey der neueren noch reicher werden. Haben die Unterthanen ihre Zehnden, u. s. w. bisher unklagbar abgetragen, so werden sie es in Zukunft noch besser thun können, wenn man ihnen Mittel und Wege weißt, den Ertrag ihrer Felder zu vermehren, und das wird einen offenbaren Einfluß auf die Einkünfte überhaupt haben. Die Schriftsteller von der Landwirthschaft sind bey weitem nicht alle so unzuverläßig, als vorgegeben wird. Sie berufen sich auf Erfahrungen, nach denen man fragen darf; auf eigene und auf fremde, wovon der Beweis am Tage ist. Sind die neuere Vorschriften nicht alle von der Art, daß sie sich überall anbringen lassen, so sind es doch einige: und es ist immer besser, es geschehe

etwas, als gar nichts. Der Einwurf, daß sich die Bauren, hauptsächlich in Schwaben, die sichs zur Ehre rechnen, dem Alterthum und den von ihren Voraltern auf sie gekommenen Gewohnheiten, wie in andern Dingen, also auch in diesem Stük, es koste was es wolle, getreu zu bleiben, nicht von ihrer bisherigen Sitte abbringen lassen, und dem, der sie etwas neues lehren will, vielleicht antworten, was jener hannöverische Bauer dem Geheimen Rath von Hardenberg, der ihm auf dem Aker etwas in seinem Geschäft einreden wollte, gut deutsch ins Gesicht sagte: Junker, ihr verstehts nicht, ist noch der scheinbarste; er ist aber doch nicht unwiderleglich. Man kann vielerley darauf antworten. Man muß den Pöbel behandeln, wie er sich behandeln läßt. Mit Lehren, Vorschriften, auch Gewalt, ist wenig, oder nichts auszurichten. Der gemeine Mann, besonders in der Gegend, wovon ich rede, muß sehen und mit Händen greifen. Man muß ihn zu einer für ihn und seine landwirthschaftliche Geschäfte heilsamen Veränderung lieber durch Umwege, als gerade hin führen. Er muß Beyspiele vor sich sehen, wider die er nichts einwenden kann.

Und wenn man es gar so einleiten könnte, daß wahre Einrichtungen im Bau der Aeker, der Wiesen, der Weinberge, in der Viehzucht für ein Privilegium bloß für den Edelmann, der auf seinen Gütern lebt, für den Pfarrer, für den Amtmann, und aufs höchste für den Schulzen, oder Schultheissen, wie man ihn hier zu Lande nennt, erklärt würden, die nachzumachen nicht jedermann befugt sey; so hätte man desto bälder gewonnen. Nun werden die Bauren, die ohnehin, vielleicht nicht eben immer und überall ohne Grund, die Grille haben, daß ihre Obern und Vorsteher das Mark des Landes fressen, und ihnen nichts, als das traurige Nachsehen übrig gelassen werde, gewiß unter der Hand darauf loß arbeiten, auch an dem Theil zu nehmen, wobey sich diejenige, die über ihm sind, so wohl befinden. Versucht dies im Anfang nur etwa einer oder der andere, und man stellt sich, als ob man ihm durch die Finger sähe, so werden bald mehrere nachkommen, und eh man sichs versieht, wird man seinen Endzwek erreicht haben. Was ich Ihnen hier schreibe, gründet sich auf die Erfahrung: und ich bin versichert worden, daß ein sicherer Edelmann in

in Schwaben nur auf diesem Weg seine Guts-Unterthanen, bey denen er vorher alle mögliche Versuche umsonst gemacht hatte, nach und nach, ohne daß sie wußten, wie ihnen geschah, zur Annahme der neuern und bessern Grundsäze bey ihrer Feldarbeit gebracht habe, und daß ihm nun eben diese, beschämt über ihre ehmalige tolle Hartnäkigkeit und Anhänglichkeit an das Alte, innig dafür danken, daß er sie, gleichsam ohne ihr Wissen, gelehrt habe, klüger zu seyn, als sie vorhin waren. Es ist würklich Schade für so manche Gegenden in diesem Lande, das, in Absicht auf die Fruchtbarkeit vor vielen Ländern Europens — ich will von Curland, meinem Vaterlande, gar nicht sagen — so große und unläugbare Vorzüge hat, daß man dieser so vortreflichen natürlichen Anlage nicht besser durch Fleiß zu Hülfe kommt, und sich in träger Genügsamkeit mit dem, was der Boden hervorbringt, um weiteres nicht bekümmert. Neue Moden in der Kleidung, Essen und Trinken, und andere Dinge, sind, so verderblich und zu Grunde richtend sie auch immer seyn mögen, immer willkommen. Nur etwas nüzliches verwirft man gemeiniglich aus keiner andern Ur-

sache, als weil es etwas neues ist. Die Schwäbische Bauern, wie ich zu meinem grossen Aergernis hauptsächlich im Herzogthum Würtemberg theils in Gasthöfen selbst gesehen, theils, bey gehaltener Nachfrage über ihre häusliche Lebensart, mir habe erzählen lassen, haben nun auch das Coffeetrinken seit einigen Jahren angefangen — eine Sitte, die besonders für ein Land, das im Aktivhandel gegen andere Länder so weit zurük ist, daß es nach und nach zu Grunde gerichtet werden muß, nicht schlimmer seyn könnte — und nicht einmal der vor zwey Jahren um des Englischen und Holländischen Kriegs willen so hoch gestiegene Werth dieser für eine Menge Menschen so sehr entbehrlichen Waare, hat, wie ich versichert worden bin, dieser Raserey Einhalt thun können, so, daß manche Krämer in Städten und auf den Dörfern gegenwärtig bey keinem ihrer Artikel sicherer auf geschwinden Verkauf rechnen können, als bey Zuker und Coffee. — Ich traf zwischen Heilbronn und Canstadt einen Fremden in einem elenden Dorfwirthshaus an, der, da wir einen ganzen Tisch voll Bauern, anstatt der Weingläser, einen Topf Coffee nach dem andern ausleeren

sahen, große Augen darüber machte, und mich frug, was ich, da er mir meine Befremdung in dem Gesichte lesen konnte, dazu dächte? Ich wünschte, versezte ich, in des Wirths und der Wirthin Stelle zu seyn, um es diese Leute in der Zeche fühlen zu lassen, wie nachtheilig diese Nachäffung der Größern für den Beutel des gemeinen Mannes seye: und um ihnen ein Getränke zurichten zu können, daß sie den Coffee weiß nicht wo hin wünschen müßten. Ich wüßte nicht, antwortete der Reisende. Vielleicht hat diese neue Mode der Bauern hie zu Lande eine oder gar mehrere gute Seiten. Zuerst halte ich sie für einen Beweiß ihres Wohlstandes, weil sie nicht darauf fallen würden, wenn es ihre Vermögensumstände nicht zuließen. Und dann, dünkt mich, ist es doch besser, einige Tassen Coffee zu verschluken, bey dem sie ihre Sinne nicht verlieren, und in den Schenken von einer Unordnung in die andere gerathen, als Nächte durch bey dem Wein zu rumoren. Glauben Sie nicht, sezte er hinzu, daß das Coffeetrinken dem Nahrungsstande nicht so empfindlich schadet, als die Weingelage, an denen die Bauern, wenn ihnen der Wein einmal zu Kopfe gestiegen ist, kein Ende

finden können? Es wäre zu weitläuftig, antwortete ich, mich hier auf diese Ihre Gründe einzulassen. Nur werden Sie doch wohl nicht im Ernste behaupten, daß man aus dieser Gattung von Ueppigkeit bey dem gemeinen Volk in diesen Gegenden auf einen blühenden Wohlstand schließen dürfe. Gesezt, der Schluß wäre einstweilen und im Anfange richtig, so wird dieser neue Artikel in den Ausgaben doch in kurzem dem Wohlstand, von dem er sich herschrieb, eine nicht vortheilhafte Wendung geben. Und sollten auch einzelne Personen diesen neuen Aufwand noch so lange aushalten können, so tritt das Publikum ein, welches unmöglich bey der starken Consumtion einer Waare, für die ungeheure Summen zum Lande hinausgehen, von denen kein Schilling wieder hereinkommt, gewinnen kann, sondern unumgänglich verlieren muß. Im **Herzogthum Würtemberg** wird so viel Wein erzielet, daß die Einwohner beynahe über den Ueberfluß zu klagen haben, da sie ihn kaum mehr an ihre Landsleute, geschweige an Auswärtige, verschließen können: ein Umstand, der abermal die Tonnen Golds, die jährlich für das sehr entbehrliche warme Getränk den Franzosen und

Holländern zugeschleppt werden, in einem sehr verdächtigen Lichte zeigt. Wenn die Holländer Wein an Bezahlungsstatt von den Würtembergern annähmen, so wäre der Schade geringer; aber ganz würde er nicht aufhören, da sie so viel Wein nicht entbehren können, als erfordert wird, um jene für die große Lasten von Coffee und Zuker, die sie sich von ihnen zuführen lassen, zu befriedigen. — Ich will Sie, liebster Freund, mit einer weitläufigern Erzählung unsrer Controvers, die wir in der Bauernschenke noch eine gute Zeit über diesen Gegenstand fortsezten, nicht aufhalten. Jeder blieb auf seiner Meinung. Ich aber finde je länger je weniger Ursache, von meinem Saz abzugehen; zu dem ich vielmehr noch mehrere Beweise in die Hände bekam, je genauer ich auf meiner Reise durch Schwaben das Herzogthum Würtemberg kennen lernte, wovon ich Ihnen in meinen folgenden Briefen mehrere Nachrichten ertheilen werde. Leben Sie wohl.

# Zweeter Brief.

Ich gestehe, daß ich **Würtemberg**, dieses überall so sehr gepriesene Land, mit der größten Erwartung betreten habe, und ich sahe mich beynahe in keinem Stük betrogen: so vieles fand ich, das einem aufmerksamen Reisenden die Zeit und Kosten, die er darauf wendet, solches kennen zu lernen, reichlich belohnen kann! Ausser der **Unterpfalz** und einigen Revieren des **Churfürstenthums Sachsen** wüßte ich im deutschen Reiche kein Land, das ihm, in Ansehung der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses an allem, was zu einem bequemen Leben gehört, vorzuziehen wäre; und wenige, die demselben gleich zu halten sind. Destomehr Verwunderung erregte bey mir der Umstand, über den jeder, der Würtemberg kennet, erstaunen muß, daß seit ein paar Jahren die Strassen voll von Würtembergern sind, die ihr geseegnetes Vaterland freywillig mit dem Rüken ansahen und in **Westpreußen** das mit Wucher wieder zu finden hoffen, was sie dort zurükgelassen haben. Es gehört unter die Vorrechte und Privilegien der Ein-

wohner dieses Landes, daß ihnen die hohe Obrigkeit diesfalls nichts in den Weg legen darf. Diese Auswandelungsraserey war so groß, daß ich auf die Gedanken gerieth, sie überlassen sich derselben bloß deswegen mit so unaufhaltbarer Begierde, um dieses ihr Privilegium in Ansübung zu bringen. Der Herzog, der von seinen Unterthanen wahrhaftig geliebt und verehrt wird, und bey dem alle diejenige, die ihr Angesicht nach Westpreußen richteten, sich persönlich in der Audienz, die alle Freytage, wenn keine besondere Hindernisse vorfallen, gehalten wird, zu melden hatten, gab sich mit der größten Herablassung alle ersinnliche Mühe, sie mit Vorhaltung der wichtigsten Gründe und unter den huldreichsten Versicherungen, von ihrem Vorhaben abzubringen: frug sie auf das leutseeligste um die Ursachen ihres seltsamen Einfalls, und suchte, kurz zu sagen, alles hervor, sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob sich einer oder der andere eines Bessern besonnen habe. So viel ist richtig, daß ganze Familien ausgezogen sind, die sich in kleine mit grobem leinenen Tuch bedekte Wagen ein-

pakten, (deren ich oft zehen bis zwölf hintereinander auf der Strasse erblikte), um **Westpreußens** anmuthigen Gefielden zuzuwandern, und daselbst ein Paradieß anzutreffen, bey dem sie ihr mütterliches Land gewiß zu vergessen hoften. Ich bin weit entfernt, **Westpreußen** zu verachten, das ich — so unpartheyisch bin ich! — wohl gar **Curland**, meinem Vaterland vorzuziehen das Herz hätte; aber lieber in **Westpreußen**, als in **Würtemberg**, zu wohnen; einen lachenden Himmel hier, einer um ein gutes rauheren Luft **dort**, nachzusezen: die Erde **dort** lieber im Schweis seines Augesichts, mit harter Arbeit, zur Herausgabe eines zehenfältigen Wuchers für den ihr anvertrauten Saamen anzuhalten, als hier unter seinem Weinstok und unter den fruchtbarsten Obstbäumen zu sizen, und hundertfältig zu ernden, was man, zwar nicht ohne Mühe, aber doch nur mit halber Arbeit gesäet hat; wer sich dazu ohne Noth, oder gar vielleicht aus blossem Muthwillen enschliessen kann, dem darf man gönnen, wenn er in der Folge für seinen Küzel gestraft wird. Sicher darf man annehmen, daß die wenigsten dieser unbesonnenen Wanderer statthafte

Gründe ihres seltsamen Unternehmens anzugeben wissen. Sie haben, wie mir selbst einige, mit denen ich mich unterwegs in Unterredung einließ, gestunden, dem Herzog allerhand wunderliches Zeug entgegen gehalten; sich über schwere Abgaben, über strenge Beamte, über Geldpresserey, über langsame oder gar ausbleibende Justiz bey der niedern Obrigkeit, über Härte derer, die über das Gewild und die Wälder zu gebieten haben, über andere Bedrükungen, die sie vielleicht selbst nicht zu benennen wußten, und noch über weiß nicht was noch mehr, nur um das Maß ihrer Klagen voll zu machen, beschwert, und sich vorgestellt, daß sie in Westpreußen nun im Vollauf, und in der vollkommensten Freyheit ihr Leben würden zubringen dürfen. Die betrogene Leute, die noch gerade es desto besser zu treffen glauben, je weiter sie von ihrem Vaterlande weg sind; die, weil sie zu Haus nicht arbeiten mochten, einem andern Erdboden nachziehen, wo sie glauben, ohne Mühe reich zu werden; die einem Landesherrn aus der Hand gehen, von dem sie aus der Erfahrung wissen, wenigstens wissen könnten, daß er unter seinen Bürgern, wie ein Vater

unter seinen Kindern wandelt. Ich schreibe dies aus dem Munde würklicher Würtembergischer Unterthanen, die in unverstelltem Eifer sich über die Thorheit dieser ihrer bisherigen Landsleute herausließen, und einen recht patriotischen und rühmlichen Unwillen auch nur aus diesem Grunde äusserten, weil dieß ihrem in allen Rüksichten herrlichen Lande bey Auswärtigen leicht ein böses Geschrey machen möchte. Das wollte ich eben nicht fürchten, antwortete ich. Ganz Europa weiß, welch ein glükliches Volk die Schweizer sind: und doch ziehen ganze Schaaren von diesen nach Spanien? Der Fall ist zwar ein wenig anders. Die in den rauhen Gebürgen Helvetiens wohnende verliehren nichts, wenn sie ihr Vaterland mit Spanien, diesem schönen und warmen Königreiche vertauschen, in welchem ihnen der vortrefliche Boden, wenn sie nur mäßig arbeiten wollen, ihre Mühe im Ueberfluß bezahlet. Mit den Würtembergern aber hat es eine andere Bewandniß; ja es ist gerade umgekehrt, wie ich bereits gesagt habe. Am Ende muß man den ganzen Einfall für das ansehen, was er ist, für ein Verzweiflungsmittel schlechter Leute, ihre Umstände zu

verbessern, die sie doch, wenn sie wollten, durch Sparsamkeit und Fleiß in ihrem Vaterland, ohne ein anderes zu suchen, bequem verbessern könnten. Die allermeisten dieser Unklugen und Mißvergnügten, waren, wie ich bey genauer Nachfrage mich habe belehren lassen, verdorbene Haushälter, faule Bäuche, Verschuldete, die ihrer Bedrängnisse, woran sie doch selbst Schuld waren, nicht kürzer los zu werden glaubten, als wenn sie mit Sak und Pak aufbrächen, und das Glük in einem ihnen unbekannten Lande suchten, das sie in demjenigen, wo sie geboren sind, nicht suchen mochten. Sie werden nun bereits finden, wie klug sie es angegriffen haben. Nur sollte es mich verdrießen, wenn ihnen bey ihrem Abzuge nicht die Rükkehr, wenn sie etwa die Reue ankommen sollte, schlechterdings abgesprochen worden ist. Die Gegenden Würtembergs, die Westpreußen die meiste neue Ankömmlinge zu geschikt haben, haben in gewissem Betracht Schaden und Nuzen davon gehabt: Schaden, weil doch nicht unbeträchtliche Summen Gelds bey dieser Gelegenheit zum Lande hinausgiengen, die aus den verkauften Grundstüken erlößt worden sind, wodurch zugleich

der Werth derselben sehr herabgesezt worden ist. Aber auch **Nuzen** auf der andern Seite, weil man die Ausgezogenen unter diejenige Unterthanen sicher zählen darf, deren der Fürst sowohl, als ihre Mitbürger ganz bequem entbehren können, so daß man ihren Abgang gewiß nicht spüren wird, ausser daß etwa nun weniger Strafgelder in die Kassen der Beamten kommen, als vorhin, weil diese Leute durch gehäufte Vergehungen, die bestraft werden müssen, wenn Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden soll, den Tafelgeldern des Herzogs manchen schönen Pfenning eingetragen haben.

Ob **Westpreußen** aus andern Gegenden Deutschlands auch einen so nahmhaften Zufluß von neuen Ankömmlingen bisher erhalten habe, als aus dem Würtembergischen, kann ich nicht sagen. Gesezt aber, dieses geseegnete Herzogthum hätte die meiste geliefert; so würde ich mir diese Erscheinung doch gewiß niemalen vollkommen zu meiner Befriedigung erklären können. Würtemberg ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach zuverläßig das beste Stük von Schwaben, wenn es schon auch einige Gegenden, besonders in seinen

südlichen und westlichen Theilen hat, die von dem **Marggrafthum Baaden** übertroffen werden mögen. Gegen Westen ist der sogenannte **Schwarzwald**, und gegen Süden die Alb; zween Landesstriche, die sich zwar, wenn man vorher reizendere Fluren gesehen hat, nicht zu ihrem Vortheil ausnehmen, dem ungeachtet aber doch ihre wichtige Vorzüge haben, so daß die Bewohner derselben, wenn sie nach **Westpreußen** ziehen wollten, um einen bessern Boden zu finden, sich ohne Zweifel in ihrer Erwartung betrogen sehen würden. Die Natur hat in diesem Lande ihre Gaben weislich vertheilt, und dadurch das Band zwischen seinen Einwohnern feste geknüpft. In den Gegenden des Schwarzwaldes ist der Boden etwas rauher und ungeschlachter, als in dem sogenannten Unterlande, das bey **Stutgardt** anfängt, und sich bis gegen die Reichsstadt **Heilbronn** hin erstrekt. Hingegen ist die Viehzucht bey jenen desto mehr im Flor; und die Waldungen, die weiter unten im Herzogthum ein wenig dünne gesäet, wenigstens, wo auch noch welche waren, stark und bis zur Besorgnis eines nicht mehr weit entfernten empfindlichen Mangels an Beholzung ausgehauen

worden sind, stehen dort noch so gut, daß man der Bedürfnis der Einwohner des untern Landes durch Flössen des Holzes, weil die Beyführung desselbigen auf der Axe zu kostbar seyn würde, auf diese Weise sehr gut zu statten kommen kann. Die Alb, die in die rauhere und gelindere eingetheilt wird, ungefehr zwo bis drey Meilen von Tübingen anfängt, und sich bis an das Ulmische Gebiet hin erstrekt, hat sehr schönen Fruchtbau, der noch höher getrieben werden könnte, wenn es nicht an Dünger fehlte, weil die dortige Heiden zum kräftigen Futter für das Vieh, in Ermanglung guter Wiesen, nicht zureichend sind. Wenn man diese Aeker sieht, so kömmt man auf die Gedanken, es seye da im eigentlichen Verstande wahr, daß Brod aus Steinen wachse, so sehr sind die Felder gleichsam damit übersäet. Sie hindern die Fruchtbarkeit aber so wenig, daß der Bauer, der sich die Mühe geben wollte, solche wegzuschaffen, eine sehr mißliche Ernde haben würde. Es ist unter diesen Steinen Mergel, der die Stelle des Düngers vertritt: der Boden wird dadurch erwärmt, und doch zugleich bewürkt, daß die Sonnenhize die Aeker nicht gänzlich bey troke-

nen Jahrgängen ausbrennt. So erklären es wenigstens die Bauern hier zu Lande, und wenn man ihre reiche Felder betrachtet, so kann man ihnen wohl in dieser ihrer Reflexion nicht widersprechen. Ueberhaupt hat das ganze Land, nur wenige Striche ausgenommen, die im Ganzen nicht viel bedeuten, so viele und ergiebige Fruchtfelder, daß man die Bemerkung gemacht hat: wenn auch nur eine halbe Ernde eintrete, so haben die Einwohner noch keinen Mangel oder Theurung zu befürchten. Wenigstens habe ich mir sagen lassen, daß die für ganz Deutschland so fürchterliche Jahrgänge 1770. und 1771. für Würtemberg nicht halb so drükend gewesen wären, wenn es nicht an einem andern Orte gefehlet hätte. — Unter den Früchten zeugt die Alb, auch hie und da der Schwarzwald, besonders vortreflichen Hafer, den man dem im untern Theile des Herzogthums erzielten weit vorzieht: auch Roggen, womit man aber in den Albgegenden, meiner Meinung nach, nicht zum besten wirthschaftet, da sehr viel geistiges Wasser daraus gebrannt wird, ein Lieblingsgetränke der Albbewohner, wider das die Aerzte, als wider die wahre Ursache der bey dem ge-

meinen

meinen Volke so häufigen Dörr- und Wassersucht sehr eifern, aber nicht gehört werden, weil nicht nur Vater und Grosvater, Mutter und Aeltermutter bey dieser Gewohnheit sich immer wohl befunden haben; sondern auch weil die rauhere Luft und mindere Wärme des Albclima, auch das Bier, woran man sich bey dem Mangel des Weins und Obstmostes halten müsse, ein solches Verdauungsmittel, wofür der Pöbel die geistigen Getränke, troz aller Protestation der Aerzte, erklärt, unumgänglich nothwendig mache. Handwerksleute und Bauern bedienen sich dieses Roggengeistes, wenn sie sich mit Biere, besonders mit stärkerem oder braunem, bis oben angefüllt haben, wie andere bey einer Mahlzeit nach dem Landwein, der fremden Weine: und in den Bierschenken ist der Fruchtbranntewein, wie sie ihn nennen, eben so nothwendig, als das Bier, um die Blähung, die dieses verursachen soll, damit zu heilen. Auch das weibliche Geschlecht ist dieser Art von Delikatesse sehr ergeben, und man würde keine Leute zum Arbeiten um den Taglohn haben können, wenn man ihnen dieses versagen wollte.

Einer der vornehmsten Artikel des Feldbaues auf der Alb und dem Schwarzwalde ist der Flachs, der in solcher Menge und Güte erzeugt wird, daß sich nicht nur viele gemeine Leute, besonders den Winter hindurch mit Spinnen desselben ernähren, und zugleich den Leinwandwebern immer Arbeit geben; sondern auch ganz artige Summen Gelds dafür ins Land gebracht werden. Männer, auch junge Leute und Kinder männlichen Geschlechts, geben sich mit diesem Geschäfte ab: und wenn der Flachs mißräth, wie es bey der ausserordentlichen Dürre einiger seit kurzem auf einander gefolgten Sommer mehrmalen geschehen ist, so sind die Klagen dieser Leute über diesen Mangel so groß, als der Einwohner des Unterlandes über Miswachs bey der Weinlese. Es giebt auf der Alb ganze Dörfer, worinn fast lauter Leinwandweber wohnen, die bey der Leinwandhandlungsgesellschaft in **Urach**, einer der besten Oberamtsstädte von Würtemberg, die am Fuße der Alb liegt, ihre Waare wohl anbringen können, durch die sie sogar nach **Italien** und **Spanien** verführt wird. Ein Umstand, der dem Lande nicht wenig zu statten kommt, da sein Aktivhandel

sonst, wie ich schon gemeldet habe, von nicht großer Bedeutung ist.

Die Schafzucht ist ebenfalls in einem sehr guten Zustande, vorzüglich in solchen Orten, da es nicht der Mühe werth seyn soll, wie man behauptet, auf das Bauen rauher und etwas unfruchtbarer Felder vieles zu verwenden, die dennoch eine ganz gute Weide für die Schaafe abgeben. Man sollte denken, der Verkauf der Wolle ausser Landes müßte bey diesen Umständen dem Herzogthum grosse Summen eintragen. Er ist aber bey hoher Strafe verboten. Und dies ist eine weise Verordnung, weil es sonst den Würtembergern im Kleinen mit den Ausländern ergehen würde, wie den Spaniern mit den Engländern im Großen, die ihre Wolle an jene verkaufen, und dagegen solche verarbeitet, in feinen Tüchern, wieder für schweres Geld in das Königreich kommen lassen. Ob dem ungeachtet mit der Wolle kein Schleichhandel getrieben wird, weiß ich nicht. Wenigstens würde es sehr thöricht seyn, da die Würtemberger sehr viele Wolle ausser Lands holen, und solche im Lande verarbeiten. So sind wollene im Würtembergischen gewobene Zeuge ein Hauptzweig

der wichtigen Handlungsgesellschaft in Calwe, einer der vornehmsten Städte des Herzogthums, die auf dem untern Schwarzwald, nahe bey den Gränzen der Badischen länder liegt. Diese beschäftiget eine Menge von Zeugmachern des landes, und hat, besonders während des Amerikanischen Krieges, durch die Verschikung dieser Zeuge nach Frankreich und Amerika, ansehnliche Geschäfte gemacht. Die Regierung sieht, wie man sagt, dieser Gesellschaft durch die Finger, die diejenige, die für sie arbeiten, auf gut jüdisch behandeln, und ihnen nur so wenig Verdienst von ihrer Arbeit zukommen lassen soll, daß diese Leute beynahe nicht besser, als Bettler sind. Wenn es auch wahr seyn sollte, daß die eben berührte Handlungsgesellschaft in Calwe das Verbot, Wolle ausser lands zu verkaufen, bey der Würtembergischen Regierung zwar unter dem scheinbaren Vorwand, ihre landsleute durch den Verkauf roher, und den Wiedereinkauf verarbeiteter Wolle nicht in Schaden kommen zu lassen; im Grunde aber blos deswegen bewürkt habe, um sie im land desto wohlfeiler einkaufen zu können, und also von dem Verkauf ihrer Zeuge natürlicher Weise

desto größeren Gewinn zu ziehen, — eine Spekulation, die man sich an Leute, die Gewerbe und Handlung treiben, eben nicht befremden lassen darf — so glaube ich doch, daß es für das Ganze vortheilhafter ist, als wenn jenes Verbot nicht statt fände. Die Zeuge, die von dieser innländischen Wolle gemacht werden, gehören übrigens nicht zu den vorzüglichen. Es sind zwar schon mehrere Versuche angestellt worden, feinere Wolle zu erhalten, die doch bisher noch nicht haben gelingen wollen. Der ehmalige Professor der Arzneykunst in Tübingen, D. **Oetinger**, ein Bruder des durch viele und sonderbare Schriften berühmten Abbts von **Murrhard**, verschrieb einst zu diesem Ende einen Schafbok aus Italien, den die Würtemberger, denen dieser Gedanke sehr auffallend war, den Seidenhammel nannten. Der unter einem andern und unfreundlichern Himmel verpflanzte Verbesserer der Würtembergischen Wolle aber bekam, wie man mir erzählte, das Heimweh, das ihm im Kurzen das Leben kostete, ohne daß er zur Fortpflanzung seines edleren Geschlechts etwas beygetragen hätte. Vielleicht war nicht eben das kältere Clima an seinem

frühen Absterben schuld; sondern es fehlte sonst irgendwo: Und man sollte sich nun wohl diesen einmal mißrathenen Versuch nicht von weiteren abschröken lassen: wiewohl es mit ausländischen Thieren, wenn sie sich an andere Luft und Wasser gewöhnen sollen, immer mißlich ist. So wurde dem Herzog vor mehreren Jahren ein Phasan von ausserordentlicher Schönheit verehrt. Man hoffte, er sollte sich mit innländischen begatten. Er schien aber seine Vorzüge so sehr zu empfinden, daß er sich mit keinem einlassen wollte, der nicht seines gleichen wäre, und die Absicht schlug fehl. Er soll auch nicht lange am Leben geblieben seyn. Die beste und ausgedachteste Versuche mißlingen zuweilen: dies beweist aber, wie gesagt, noch lange nicht, daß man keine mehr machen solle. Es ist etwa einem andern noch vorbehalten, etwas zu erfinden, wodurch die Schaafzucht verbessert werden kann; und denn ist vielleicht auch die Zeit, daß man den, der etwas Neues diesfalls auf die Bahn bringt, nicht mehr damit auslacht, wie den Professor **Oetinger** mit seinem Seidenhammel. Die Schwaben, sagt zwar das Sprüchwort, werden spat klug, aber sie werden es doch einmal, und bleiben

nicht ewig Thoren, wie andere, die sich weit über die Schwaben hinaus dünken. Ich bin ꝛc.

## Dritter Brief.

Was den Einwohnern des untern Theils des Herzogthums Würtemberg in Absicht auf das, was die im obern Theile, auf dem Schwarzwald und auf der Alb wohnende vor ihnen voraus haben, abgeht, das wird ihnen doppelt und dreyfach, und so ersezt, daß sie jene keineswegs zu beneiden Ursache haben. Der einzige Artikel der Beholzung, zum Bauen und Feuern, ist in einigen Revieren des untern Landes drükend und äusserst beschwehrlich. Der lezte Winter machte ihnen diesen Umstand besonders fühlbar, wie dann die Klafter Brennholz in Stutgardt um selbige Zeit zehn bis zwölf Rthlr. gekostet haben soll. Die Consumtion muß zwar in der Residenz, besonders seitdem die Carlshohe Schule von der Solitude, dem erst vor zwanzig Jahren auf einem Berge eine Meile von Stutgard erbauten prächtigen Lustschlos, des Herzogs, dahin verlegt worden ist, um ein gutes größer seyn, als

auf dem Lande, und also auch der Preiß desselben um ein nahmhaftes steigen. Doch ist dies für den gemeinen Mann in kleinen Städten und auf den Dörfern eine noch immer seinem Beutel höchst empfindlich fallende Ausgabe; gesezt, daß er auch ein drittheil weniger dafür bezahlen dürfte, als es der Bauer nach der Hauptstadt zu Markte führt. Ueberhaupt sehen die Würtemberger in diesem Punkte der Zukunft sehr ängstlich entgegen, und befürchten allen Anzeigen nach, nicht ohne Grund, daß nach Verlauf nicht gar vieler Jahre die Waldungen, die sie noch haben, zu allen ihren Bedürfnissen, besonders aber zum Brennen und Bauen, bey weitem nicht mehr zureichen werden. Sie werden sich zwar alsdann aus der benachbarten Marggrafschaft Baden, wo, wie in vielen andern Stüken, vortreflich mit den Wäldern gewirthschaftet wird, noch helfen können: Allein für hohe Preise werden sie nicht sorgen dürfen, sondern noch froh seyn, daß man für etwas, das ihnen ganz unentbehrlich ist, eine Summe Geldes, wenn sie noch so groß seyn sollte, nur von ihnen annimmt. Eben der Professor Oetinger, dessen ich in meinem lezten Brief Mel-

dung gethan habe, hat anderthalb Meilen von Stutgardt, nahe bey Sindelfingen, einem nicht beträchtlichen Städtchen, eine Entdekung gemacht, der man sich bey diesen nicht vortheilhaften Aussichten in Ansehung des Brennholzes, zu seiner Zeit sehr wird zu erfreuen haben; er hat nämlich gefunden, daß man in derselbigen Gegend Torf antreffe, durch dessen Gebrauch zum Brennen dem Abgang des Holzes wenigstens einiger maßen abgeholfen werden könne. Man versichert, daß auch noch an andern Orten des Landes Torf gegraben werden könne: Eine Sache, die die Würtemberger nicht aus der Acht lassen sollten, da es am Tage ist, daß bey der wenigen Aufmerksamkeit auf die gute Einrichtung und Erhaltung des Forstwesens, bey dem täglich zunehmen Aufwand des Holzes, seitdem der Gebrauch der warmen Getränke, von denen die Voreltern der Schwaben glüklicher Weise nichts wußten, auch unter dem Pöbel in den Städten, und bey den Landmann auf den Dörfern eingeführt ist; seitdem ferner bey Vornehmen die Heizung vieler Zimmer zum Staate gewöhnlich geworden, Mangel und Theuerung des Brennholzes unumgänglich

zunehmen muß, und endlich Zeiten kommen müssen, da man sich mit schwerem Gelde diese Bedürfniß nicht mehr wird anschaffen können. Die Alb und der Schwarzwald nebst den angränzenden Landesstrichen wovon bisher noch immer gleichsam die Vorrathskammern des Brenn- und Bauholzes. Der Schwarzwald hat Tannen- und Fichten-, und die Alb Buchen- Eichen- und Birkenwälder. Auch mitten im Lande sind noch beträchtliche Waldungen, mit denen sich diejenige noch immer zu trösten wissen, die die Besorgnis eines gänzlichen Holzmangels für übertrieben halten. Man behauptet aber dem ungeachtet, daß diese keineswegs ungegründet sey, und bezieht sich dabei auf eine vollkommene auf die Erfahrung gegründete Berechnung, daß nämlich des Jahrs bey weitem nicht so viel Holz wachse, als verbraucht werde. Ich gestehe, daß ich bey meiner Reise durch dieses Land bewogen worden bin, mehr denen beyzutreten, denen es in dieser Rüksicht auf die Zukunft bange ist: als denen, die, ohne der Sache auf den Grund zu sehen, sich blos durch den Anblik der noch vorhandenen Wälder verleiten lassen, sich mit eiteln Hofnungen hin-

zuhalten. Wenn auch nicht so viel Holz zum Brennen in den Haushaltungen gebraucht würde, als würklich gebraucht wird: wenn man auch bey dem Bauen mehr auf die Ersparniß des Holzes sehen und Steine nehmen möchte, wo sie eben so gut und noch besser anzubringen sind, als das Holz; so wird doch der Holzaufwand noch immer sehr beträchtlich seyn. Wie vieles geht bey gewissen Handwerkern darauf, z. E. bey Krumholzen, wie man sie in Schwaben nennt, bey Faßbindern, Tischlern, Drechslern! Von Berg- und Eisenwerken, deren es verschiedene im Würtembergischen giebt, Salzsiedereyen, und Ziegelöfen nichts zu gedenken, wobey die Consumtion beynahe unermeßlich seyn muß, so, daß der Bankerut, den die Waldung dieses sonst auch hierinnen in vorigen Zeiten so geseegneten Herzogthums drohen, eben nicht sehr unwahrscheinlich ist, wenn man sich schon damit tröstet, daß er noch nicht so nahe vor der Thür sey. Ich bin zwar versichert worden, daß von Seiten der Landesobrigkeit und der Collegien, die für die Erhaltung und Vermehrung der Waldungen zu sorgen haben, der Bedacht sehr ernstlich darauf genommen werde, wie

diesem höchst unangenehmen Vorfall vorgebogen werden könne. Es soll auch nicht an Vorschlägen und Anstalten fehlen, die nicht zu verachten sind. Allein da die Wälder keine Küchengärten und Aeker sind, wo der ausgestreute Saame in wenigen Wochen oder Monathen schon mit Wucher hervorkömmt; so kann sich das jezige Geschlecht darauf noch nichts zu gute thun; genug ist es aber doch, daß die etwas spätere Nachkommen solches werden zu genießen haben. Es ist also auch rühmlich, daß die Orts Obrigkeiten hin und wieder ihre Sorge hierauf richten; wie denn würklich auf der Alb Fichten und Tannen an verschiedenen Orten gesäet worden sind. Ob nicht auch Versuche mit Anpflanzung von Lerchenbäumen gemacht werden, von der Büsching so vielen Nuzen verspricht, habe ich nicht erfahren können. Wenigstens wäre es der Mühe werth, da diese Art von Waldbäumen frühzeitiger zur Reife kömmt, als die Eichen, und in der Erde, Luft und Wasser dauerhafter ist, als alle andere Holzarten. So sind auch die daraus gebrannte Kohlen die schwersten, verursachen die stärkste Hize, und dauren am längsten.

Den meisten Innwohnern des Landes in denen Gegenden, wo noch Holzungen sind, sieht man übrigens bey ihren Haushaltungen keine Furcht vor dem bevorstehenden Mangel an. Nicht nur wird der Aufwand nicht eingeschränkt, sondern es scheint gar, viele legen sich darauf, denselbigen täglich noch mehr zu vergrößern. So werden z. E. auf der Alb und dem Schwarzwalde auch im hohen Sommer alle Morgen die Stuben geheizt, unter dem Vorwand, daß man ja Holz genug habe, und die Morgenstunden doch etwas kühle seyen. Wenn man das in **Curland** und **Westpreußen** thäte, so würde es einen Schein haben. Aber auch die rauheste Gegenden in Würtemberg sind noch gelinder, als die gelindeste in jenen Ländern. Die Anstalten zur Vermehrung der Bäume in den Wäldern sind gut und nothwendig. Aber den Nuzen werden nur die Enkel der jeztlebenden haben. Hingegen sollte mit der klugen Ersparnis in den Haushaltungen angefangen werden, um die Früchte davon bälder, als erst nach vierzig bis sechzig Jahren, genießen zu können. Man ist auf den Einfall gerathen, die Einschränkung des Holzverkaufs ausser Lands möchte auch ein ergiebi-

ges Mittel seyn, dem Mangel hierinnen vorzubeugen, man hat also in den Orten, die an den Gränzen liegen, die schärfste Befehle disfalls ergehen lassen. Hiewider schreyen aber die Bauern, als über die größte Ungerechtigkeit. Man könnte sie schreyen lassen. Welche Obrigkeit wird in allem, was sie verfügt, wenn ihre Verordnungen noch so weise und väterlich sind, den Beyfall der Bauern erhalten, oder auch nur darnach fragen? Aber ich habe mir andere Einwürfe dawider sagen lassen, die mir nicht unerheblich vorkamen. Die Ortsobrigkeiten oder Indentanten der Waldungen sollen nach Gelegenheit der Umstände gar biegsame Leute seyn, und sich je und je durch reale und handgreifliche Vorstellungen der Bauern, die ihr Holz über die Gränze führen wollen, von der Nothwendigkeit und Billigkeit, bey ihnen eine Ausnahme zu machen, überzeugen lassen. Nicht alles kömmt zur Notiz des Landesherrn oder seiner Collegien; und jede Regel hat ohnehin ihre Ausnahme. Der Landmann klagt über schwere Zeiten und unerschwingliche Abgaben: wer will ihm ohne Ungerechtigkeit zumuthen, eine Klafter Holz um einen Reichsthaler, der

ihm mehr austrägt, als einem Reichen ihrer hundert, wohlfeiler in seinem Dorfe oder in der Landstadt zu verkaufen; und nicht, um jenen zu gewinnen, und sich bey dieser Gelegenheit, weil man doch gelebt haben muß, in einer Schenke mit einem Glas Wein etwas zu gute zu thun, eine Meile weit mit seinem Holz über die Gränze zu fahren? Vielleicht hat er auch weitläufig davon etwas erschnappt, daß viele hundert sogenannte Holländerbäume aus seinem Vaterlande nach Holland geschleppt werden. Warum sollen andere das thun dürfen, denkt er, das ins Grosse geht, und wodurch Würtemberg weit mehr Holz entzogen wird, als wenn ich und meines gleichen mit ein paar Klaftern Holz, die wir entbehren können, uns einen kleinen Nuzen verschaffen? Dies ist so wohl eine Einwendung, wider des Landes herrliche Gesez selbst, als auch wider die Handhabung desselben von Seiten derer, die die Geseze vollziehen sollen. Ein anderer Einwurf wider dies Gesez, den ich auch gehört habe, ist dieser: Die Besizer der Waldungen werden, wenn man ihnen die Hände dergestalt binden wolle, daß sie mit ihrem Eigenthum nicht thun dürfen was sie wollen, ver-

drießlich, und legen sich nicht mehr, wenigstens mit wenigerem Eifer, auf die Vermehrung und Verbesserung ihrer Holzungen, da sie vielmehr, wenn man ihre Freiheit im Handel mit Holz nicht kränkte ermuntert werden würden, ihre eigenthümliche Waldungen immer besser empor zu bringen. Ich dächte nicht, daß sich nicht bündig sollte hierauf antworten lassen, und mit dem Beamten, der, wenn ihm der Bauer diese Einwendung machte, um ihm die Erlaubnis, seine Waare auszuführen, dadurch abzudringen, verstummte, würde ich wahres Mitleiden haben. Er dürfte ihm nur antworten: Eben deswegen, weil er im Lande bey dem Verkauf des Holzes geringern Gewinn habe, habe er gedoppelten Fleiß auf die Cultur seines Waldes zu wenden, um nicht noch grössern Schaden zu haben. Ausser diesem aber hat der Einwurf dagegen nichts auf sich, weil der Landleute nur wenige sind, die eigene Waldungen besizen, sondern diese größtentheils ein Eigenthum der Landesherrschaft, oder der Gemeinden sind, über die also jene muß verfügen können, um das Beste der Unterthanen auch in diesem Stük zu befördern.

Ich

Ich habe oben etwas von der Holzausfuhr nach Holland berührt. Dies ist ein Artikel, mit dem sich einige Würtemberger, als mit einem wichtigen Zweig ihres Aktivhandels sehr viel wissen. Die Landstände sind diesfalls ganz andrer Meinung, und sollen schon die nachdrüklichsten Vorstellungen deswegen an den Herzog haben ergehen lassen. Die Sache geht aber dennoch ihren Gang fort, vermuthlich, weil die Gegengründe bey Hofe nicht für so wichtig gehalten werden, daß man das gute Geld, das von den Holländern bezahlt wird, deswegen in die Schanze zu schlagen Ursache findet. Und eben dies sollte diejenigen, die hierüber so bittere Klagen führen, fast auf die Gedanken bringen, daß die Besorgnis, die man wegen der Zukunft hat, doch ein wenig zu groß seyn möchte. Was ists auch am Ende, wenn der Mangel und die Theurung des Holzes, nach Verfluß einiger Jahre, noch höher, als bisher steigen sollte? Der Mangel wird alsdenn auf Erfindungen leiten, an die man nicht gedacht haben würde, wenn man noch die Nothdurft oder auch Ueberfluß hätte. Sind doch noch mehrere Provinzen in Europa, wo es weit weniger Holzungen giebt, als im

Herzogthum Würtemberg, und deren Einwohner doch leben müssen. Man nimmt seine Zuflucht zum Torf, Stroh oder Stoppeln, zu gewissen Gesträuchen und Pflanzen, und kommt eben so wohl fort, als da man verschwenderisch mit dem Holze umgieng. Einige Würtemberger legen sich würklich sehr stark auf gute Wirthschaft mit dem Holze. Die Bauern in den Weingegenden wissen diese Bedürfnisse häufig mit abgängigem Holze von ihren Weinreben zu bestreiten, das sie in Büscheln zusammenbinden: und manches Haus kauft sich das gnnze Jahr hindurch für keinen Reichsthaler Holz. In **Stutgardt** aber, wo sich das gemeine Volk bey der großen Anzahl von Weinbergen, womit die Stadt umgeben ist, eben dieses Vortheils bedient, ist es bey den Vornehmern zu einem Grundgesez geworden, die Zimmer nicht bälder als um Michaelis einzuheizen, die Witterung mag so unangenehm, feucht und kühle seyn, als sie will. Eine kluge Erfindung! Auch im Winter wird, wenn auch der Frost noch so empfindlich wäre, diesfalls sehr sparsam hausgehalten, so daß die Stutgardter Zimmer auf dem Lande zu einem Sprüchwort worden sind. Die Gesundheit

mag würklich hiebey nichts verlieren, da es bekannt ist, wie schädlich allzuheiße Wohnungen sind. Wiewohl auf der andern Seite einige Aerzte die schröckliche Epidemie von Ruhr und Gallenfieber, mit der im vorigen Jahre Studtgardt vom Julius an bis auf den Oktober heimgesucht worden ist, diesem bey manchem keine Ausnahme leidenden Saz: vor Michaelis nicht einzuheizen, haben auf die Rechnung schreiben wollen. Noch etwas ist bey der Feuerung in Stutgardt und in den umliegenden Gegenden zu bemerken, das auf der einen Seite die kühle Zimmer der Stutgardter erläutern, auf der andern aber bey denen, die Liebhaber von einem höheren Grad der Wärme in ihren Wohnungen sind, die mehrere Consumtion des Holzes ins Licht sezen kann. Man hat, in Ermanglung andern Holzes, das unmittelbar aus den Wäldern herbeygeführt wird, geflößtes Holz. Von diesem lehrt die Erfahrung, ausser dem, daß die Natur der Sache selbst es ausser Zweifel sezt, daß es zum Brennen weniger werth sey, als das, das auf der Achse geführt wird. Das Wasser zieht jenem so viel Salz aus, daß kaum ein Drittheil des im Holze befind-

lichen Salzes darinnen bleibt. Mithin muß auch das brennbare, so vom Salze behalten wird, und dem Holze die Kraft zu heizen giebt, in eben dem Verhältniß dem Holze entgehen. Wer sich also, entweder, weil er kein anderes haben kann, oder weil es besseren Preises ist, als das andere, dieser Gattung von Holze in seiner Haushaltung bedienet, der muß, wenn ein anderer mit drey Klaftern zurechte kömmt, derer viere haben: oder wenn er durchaus nicht mehr, als jener kaufen will, bey minderer Wärme seines Zimmers sich zufrieden geben, und sich, wenn er friert, damit trösten, daß er doch etwas erspare.

So groß übrigens die Klagen der Einwohner dieses Herzogthums über die Abnahme ihrer Waldungen sind, über denen ich für meine Person, da ich ein Augenzeuge von sehr vielen öden Pläzen in denselben bin, die noch dazu, anstatt daß sie zu neuen Holzanflug besäet würden, zur Viehweide, wowider Forstverständige sehr eifern, dienen müssen, sie nicht verdenken kann: so groß sind sie auf der andern Seite über die Wildbahnen, die in den Wäldern geflissen gehegt werden. Sie schreiben unter anderm diesen auch die Verwüstung ihrer

Holzungen zu, ausser dem, daß die den Waldungen nahe gelegene Grundstüke, Aeker, Wiesen, Weinberge, von den Hirschen und Schweinen, Haasen und andern Wildpret großen Schaden leiden. Die Leute wissen eine Menge an diesem Hegen des Gewildes auszusezen. In einem Gasthof in einem Dorfe traf ich eine Gesellschaft an, die sich dergestalt darüber herausließen, daß mir, aus Beysorge, sie möchten einen Verräther in ihrer Mitte haben, selbst bange für sie wurde. Ihr Vieh, hieß es, sollen sie nicht auf die Weide in den Wald, der doch der Gemeinde als Eigenthum zugehöre, gehen lassen, damit es die junge Schosse der Bäume nicht abfresse; aber das dürfen die Hirsche thun, von denen doch niemand keinen Nuzen habe! Einer erzählte, daß ihm erst vor drey Tagen eine Wiese von einem wilden Schwein ganz umgewühlt worden sey. Ein anderer behauptete mit Thränen, die Hirsche bringen ihn um eine ganze Ernde für gegenwärtiges Jahr, und wenn er Genugthuung fordere, so werde er mit Härte abgewiesen. Im Winter, schrien alle zusammen, müsse man nicht nur für das Gewild Feuer in den Wäldern machen, damit die nüzliche Thiere nicht erfrieren; son-

dern sie gar noch mit Frucht füttern; und die arme Unterthanen lasse man bey dem bittersten Mangel des Holzes und der Nahrung zu Grunde gehen. Ja es werde ihnen nicht einmal vergönnt, bey Nacht mit Hunden hinaus zu gehen, um mit denselben das Gewild von der Beschädigung ihrer Güter abzuhalten, noch viel weniger blind zu schießen: sondern man fodere noch gerade von ihnen, blos zur Aufrechterhaltung der Wildbahn, sich den empfindlichsten Schaden zufügen zu lassen. Die meiste Schuld schoben sie auf die Jäger und obere Vorsteher der Waldungen, die das Wildpret, wider die Absicht des Herzogs, über die Gebühr hegen, um, wenn er da oder dorthin komme, zu jagen, ihm desto mehrere Stüke in ihren Waldungen aufweisen zu können.

Der Herzog ist ein grosser Liebhaber der Jagd, aber ein eben so grosser Oekonome, wie seine Einrichtungen zu Hohenheim, einem vortreflichen Lustschlos, anderthalbe Meilen von Stutgardt, wo er sich den ganzen Sommer aufhält, und der Landwirthschaft abwartet, bezeugen. Man darf also von ihm erwarten, daß er seinen Unterthanen nicht zumuthen werde unempfindlich bey dem Schaden an ihren

Grundstüken zu seyn, da er dem Gewild gewiß auch nicht gestatten wird, ihm die Früchte seiner Felder zu Hohenheim abzufressen, oder seine Wiesen daselbst umzuwühlen. Ich denke immer, die Bauern hauen in ihren Klagen in diesem Punkt auch über die Schnur. Bey der strengen Wahrheit zu bleiben, ist nicht ihre Sache, für so ehrlich und grade man sonst die Schwäbischen Bauern hält; und ich merkte wohl, wenn sie hierinn allein zu sagen hätten, so würden sie zuerst die Jäger und dann die Hirschen, Schweine und Haasen todtschießen, um sich an diese, die sie für ihre gröste Feinde und Peiniger halten, nachdrüklich genug zu rächen. Sie tragen sich hier zu Lande mit einer Anekdote von dem würklichen Fürstbischof von Speyer, der kurz nach dem Antritt seiner Regierung, da unter seinem Vorfahren eben diese Klagen über die übertriebene und schädliche Hegung des Gewilds vorgekommen seyen, nicht nur seinen Unterthanen, die Zusage gethan, diesem Uebelstand abzuhelfen; sondern ihnen sogar die uneingeschränkte Erlaubnis ertheilt haben soll, wenn, seiner Verordnuug ungeachtet, doch nicht aller Schade vor dem Wildprat unter-

bliebe, ohne Rükfrage jedes Gewild, der sich auf ihren Gütern betreten lasse, wegzupürschen. Der Fürstbischof von Speyer, der vielleicht kein Liebhaber von der Jagd ist, ist aber eben keine Regel für andere Regenten, die ihre Jagdlust der eigensinnigen Laune ihrer Bauern nicht alle werden aufopfern wollen. Wer will ihnen das zumuthen? Die Jagdgerechtigkeit ist für einen Fürsten sehr einträglich. Wenn aber die Bauern Meister würden, so würden sie bald ein Ende haben. Die Würtembergischen Landstände, an die dergleichen Beschwernisse von den Unterthanen gebracht werden, um sie bey Hof zu insinuiren und um Remedur Ansuchung zu thun, sollen eben diesen Umstand gar fleißig in ihre Vorstellungen, die sie dem Herzog unterthänigst zu Füssen legen, einfliessen lassen. Man will aber beobachtet haben, daß sie sich, in Ermanglung anderer Gegenstände, die sich ohnehin, seit der durch den berühmten Erbvergleich gestillten Unruhen, nicht mehr in solcher Menge, wie vorhin, vorfinden, an den durch das Wildpret auf den Grundstüken der Unterthanen verursachten Schaden, beynahe allein und immer halten, wenn er auch keine

besondere Anregung verdienen sollte. Es ist schwer, diesfalls ins Klare zu kommen, auf wessen Seite das meiste Recht sey: auf des Fürsten oder der Unterthanen? Bey Hofe heißts: Die Bauern klagen blos aus Gewohnheit, und um zu klagen, und erheben ein Geschrey, als wenn ihr ganzer Nahrungsstand zu Grunde gerichtet würde, sobald sich nur von weitem ein Hirsch oder Schwein bliken lasse, oder sich auf einen Aker verirre. Die Landstände haben sogar unter den Regierungen der besten Fürsten, z. E. eines **Christophs**, dessen Angedenken bey den Würtembergern als eines wahren Vaters seiner Bürger in allem Betracht vorzüglich, noch bis auf diese Stunde, im Seegen ist, über Hegung des Gewilds geklagt, nur um etwas zu sagen und Vorstellungen zu thun. Hört man aber die Bauern, so ist ihre Bedrükung in diesem Punkte unerträglich und ohne Beyspiel, und sie sind die unglükseeligsten Leute. Was andere Unterthanen in andern Ländern unangenehmes zu dulden haben, das sind blosse Peitschen: sie aber werden mit Scorpionen gezüchtiget. Zum Glük glaubt ihnen das kein Auswärtiger, der bey mäßiger Aufmerksamkeit aus ihren Umständen

in Ansehung der Fruchtbarkeit ihres Bodens, und des Ueberflusses beynahe an allem, was zu einem glükseeligen Leben gehört, sie unter die glüklichste Einwohner von Deutschland, ja von Europa, zu zählen alle Ursachen findet. Sie werden sich erinnern, mein Liebster, daß die Auswanderer nach Westpreussen auch dies anführten. Ob sie aber nun in ihrem neuen Lande, weil sie der Hirsche und Haasen und Schweine loß sind, um so viel glüklicher sind, als vorhin, daran zweifle ich. Wenn es der Ziege zu wohl ist, sagt das Sprüchwort, so scharrt sie. So mag es den Würtembergern gehen, wenn sie uneingedenk des vielen guten, das sie unter ihrem väterlich gesinnten Fürsten geniessen, ihm seine Jagdlust misgönnen, und sich mißmüthiger Weise verleiten lassen, Klagen diesfalls wider ihn zu erheben, und wenn er ihnen bey ihren mehrmalen ganz unerfindlichen Beschwerden nicht nachgiebt, ihm den Stuhl stolz vor die Thüre sezen, und einen andern Regenten suchen. Einmal die Schwaben könnten doch klüger und bescheidener seyn! Sie sollen schon längst gelernt haben, daß nichts vollkommenes auf der Welt sey: und daß man da die

gröste Vollkommenheit antreffe, wo die wenigsten Unvollkommenheiten sind. Und in diesem Fall befinden sie sich, wie sie sonst, wenn man sie nicht auf die Materie von der Wildbahn bringt, ja selbst zu rühmen wissen. Ich bin ec.

## Vierter Brief.

Der Weinbau, der in dem Herzogthum Würtemberg in erwünschtem Flore ist, gehört unter die wichtigsten Vorzüge des Landes: und wer diese Gattung von Weinen über die Gebühr herabsezen kann, der muß sie entweder gar nicht kennen: oder aus blossem Vorurtheil, wenn ihn auch die Sache selbst eines andern belehrt, sich vorgenommen haben, ihnen ihren wahren Werth ein- für allemal abzusprechen. Daß die Rhein- und Moselweine — ich will bloß von denen in Deutschland sagen — den Nekarweinen vorzuziehen seyen, daran zweifle ich so wenig als ein anderer, der sich rühmet, ein Kenner zu seyn. Doch muß ich zu Ehre des Weins, den ich hier zu Lande getrunken habe, bekennen, daß man entweder mit den fremden, deutschen,

oder auch andern Weinen, womit man in den Gasthöfen ansehnlicher Städte bedient wird, betrogen wird; oder, daß manche Nekarweine, die alt, von guten Jahrgängen, und den besten Gegenden des Landes sind, jene weit hinter sich lassen. Dis mag eine hinlängliche Abfertigung für die seyn, die behaupten, die Cultur des Weins seye für Würtemberg übertrieben und nicht angemessen: anstatt in den Ebenen Wein zu bauen, sollte man diese lieber in Aeker oder Wiesen, oder gar in Holzungen, bey den würklichen Aussichten in Ansehung des Holzmangels, umschaffen, und sogar die hohe Berge, auf denen doch der beste Wein erzielt wird, zum Anbau andrer Produkte, die weit nöthiger und unentbehrlicher seyn, als der Wein, den ja auch ganze Länder missen, und sich mit andern, der Gesundheit und dem Nahrungsstand tauglicherm Getränke begnügen, bestimmen. Der klare Beweiß dieses Sazes seye die große Armuth der Einwohner in den Weingegenden, gegen denen diejenige, die sich bloß auf Fruchtbau und Viehzucht legen, für sehr reich zu halten seyen. Die Weincultur seye ungleich kostbarer, und erfordere weit mehr Zeit und Geld, als andere Bau-

arten. Der Mißwachs des Weins, besonders wenn er etliche Jahre hintereinander eintrete, stürze die Weingärtner in ein unheilbares Verderben. Habe man ja sogar in Frankreich, dessen Weine doch viel weiter und mit ungleich größerem Gewinn verführt werden, vor einigen Jahren die Verordnung gemacht, den Weinbau einzuschränken, und dagegen mehrere Felder zum Frucht- und Futterbau für das Vieh anzuwenden: warum dies nicht vielmehr bey dem Herzogthum Würtemberg anschlagen sollte, dem die Ausländer seinen Wein nicht einmal mehr abnehmen, weil er theils nicht so gut, theils in weit höherem Preiß sey, als andere deutsche Weine? Der Weinstok habe das ganze Jahr hindurch so viele Gefahren vor mißlicher Witterung, daß es aus diesem einzigen Grunde nicht rathsam sey, sich mit Hintansezung anderer Feldgeschäfte, mit diesem abzugeben. Wenn Hagel ein Akerfeld treffe, so erstreke sich der Schaden auf jene einzige Ernde; und wenn es zu Anfang des Sommers geschehe, so könne das geschlagene Feld noch im nämlichen Jahr benuzt werden; da hingegen Hagel im Sommer, und heftiger Frost im Winter die

Weinreben auf etliche Jahre hinaus ruinire. Der Weingärtner habe sich vor einem sehr reichen Ertrag seines Weinberges eben so sehr, als vor Miswachs zu fürchten. In jenem Fall fallen die Preise des Weins so sehr, daß er kaum, ausser der Steuer, den Zehenten und andere hieher gehörige Abgaben, für seine aufgewandte schwere Unkosten entschädiget werde, will geschweigen, daß er seine Schulden bezahlen und noch etwas zurüklegen könnte. Der Miswachs seye natürlicher Weise noch fürchterlicher, bey dem ihm fast nichts als eine höchst traurige Aussicht auf Hunger übrig bleiben würde, wenn ihm nicht einst seine bisherige Gläubiger aufs neue Geld vorstrekten, wodurch aber bloß der dringendsten Noth, sich des Hungers zu erwehren, hingegen der Schuldenlast keineswegs abgeholfen werde. Manche Landleute, die sich allein von dem Bau der Weinberge nähren, seyen mehr schuldig, als die sonst so kostbare Weinberge, die sie besizen, und zu deren Ankaufung sie das Geld entlehnt haben, werth seyen. Ein anderes Uebel seye das, daß manche Dörfer, z. E. im Nekar- und Remsthale, welche beyde die meiste Weinberge, und desto wenigere Aeker, Wiesen, und andere

Grundstüke haben, wohlhabenden Privatpersonen fast durchaus zinsbar seyen. Diese geben den Weingärtnern das Jahr hindurch Geld, ohne Interesse, womit sie ihre Ausgaben bestreiten. Wenn die Weinlese kömmt, so ist der Besizer nicht mehr Meister über den Ertrag seines Guts, sondern der Wein wird von dem Gläubiger eingekeltert, und zwar, weil dieser das Geld ohne Interesse geliehen hat, in einem geringeren Preise, als wenn er seinen Wein an den nächsten besten Käufer für baare Bezahlung abgeben dürfte. Gemeiniglich werde die Rechnung damit noch nicht geschlossen, die Weinlese müßte denn ausserordentlich reich, und zugleich, — zween Fälle, die selten zusammen treffen — der Werth des Weins sehr hoch seyn; die Verbindung währet also zwischen dem Lehnherrn und dem Schuldner noch eine Weile fort, und das Ende vom Liede ist bey vielen, wie man in den wöchentlichen Intelligenzblättern lesen kann, der Bankerott des Weingärtners, bey dem die meiste Gläubiger gemeiniglich nichts, als das traurige Nachsehen haben. Ausser diesem allen walte noch eine Hauptursache vor, warum man je bälder je lieber einige Weingärten

eingehen lassen, und andere Dinge, anstatt der Reben, hineinpflanzen sollte. Der Handel mit den Nekerweinen, ins Ausland, besonders in das benachbarte Bayern, seye so sehr heruntergekommen, daß die Würtemberger nicht genug darüber klagen können. Der eine giebt diese, der andere eine andere Ursache davon an. Einige haben die Würtemberger bezüchtigen wollen, daß sie Mischereyen mit ihren Weinen treiben. Andere behaupten, sie seyen gegen den Oesterreichischen, Breisgauern und Frankenweinen zu theuer, und überdies diesem noch nachzusezen. Auf wessen Seite die Wahrheit seye, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Genug, der Fall ist vorhanden, daß die Nekarweine weit weniger als vorhin geachtet und gesucht werden, so unverdient in der That dieses ihr Schiksal ist, da Kenner und unpartheyische versichern, daß sie in Absicht auf Geist, Anmuth und Behäglichkeit für die Gesundheit vielen andern, von denen man viel Aufhebens macht, weit vorzuziehen seyen. Ich habe selbst unter andern rothe Weine, die am Nekar gewachsen sind, getrunken, die man in andern Ländern für Burgunderweine verkaufen würde; aber auch weiße, die sich gewiß mit andern

viel höher geachteten, weil hierin auch viel auf der Einbildung und Vorurtheilen beruhet, messen dürfen. Eben so richtig ist es aber auch, daß im Würtembergischen Wein gepflanzet wird, der die Erde, die Zeit und die Kosten, die man dazu bestimmt und darauf verwendet, bey weitem nicht verdient, und wobey es eine Art von Gewalt ist, die man der Natur anthut, um ihr einen Ertrag abzudringen, der nicht sowohl Vortheil, als wahrer Verlust heissen kann. Ich will von den Weinbergen, die ich in dem mittlern Theile des Landes, der nicht weit von dem ziemlich rauhen Schwarzwalde entfernt ist, angetroffen habe, nicht sagen. Aber daß man sich an dem Fuße der Alb, einer Gegend, die mit dem schröklichen Wassermangel zu kämpfen hat, auf den Weinbau legt, und andere Früchte, die man bauen könnte, damit verdrängt, ist, gelind zu sagen, nicht weit von Thorheit entfernt. Von der Güte dieses Weins desto besser urtheilen zu können, erlauben Sie mir, nur zweyerley anzuführen. Erstlich stehen die Stöke so dicht auf einander gepfropft, daß schon dieses der Güte der Weintrauben, die die Sonnenstralen auf diese Weise nicht satt ge-

nießen können, nachtheilig seyn muß. Die Weingärtner wissen dieses selbst sehr gut; aber nur, um eine recht ergiebige Weinlese zu haben, lassen sie sich von dieser verderblichen und der wahren Absicht schnurstraks zuwiderlaufenden Sitte nicht abbringen, sondern antworten, wenn man sie dißfalls zurechteweisen will: sie wollen nicht klüger seyn, als ihre Voraltern. Nicht wahr, mein Bester, hier schaut der Schwabe in Lebensgröße hervor, so daß das, was man sonst für Unbilligkeit wider eine ganze übrigens ehrwürdige Nation erklärt, die Gestalt der strengsten Gerechtigkeit erhält. Nehmen Sie hiezu zweytens, daß der auf diese Weise erzielte Wein, wie die Meister desselben ohne Scheu bezeugen, durch den Obstwein erst geschlacht, wie sie sich ausdrüken, und trinkbar gemacht werden muß; und daß der Wein, der diesen vortreflichen Zusaz nicht erhält, wenn das Obst mißräth, großentheils zu Essich gemacht wird, womit diese Leute übrigens keinen unfeinen Handel in diejenige Gegenden treiben, wo es an Weinwachs mangelt, ist unumgänglich nöthig, sich in die schwäbische Gedenkungsart hineinzustellen, um eine solche Art zu handeln, ich will nicht

sagen, klug, sondern nur erträglich zu finden. Es wird in Gegenden Würtembergs Wein gebaut, wo es im Maymonath gar nichts unerhörtes ist, noch Schnee zu sehen, der dazu das Herz hat, sich gegen die Sonnenstralen, wenn sie sich seiner bemeistern wollen, zur Wehre zu sezen; und wo es den Weingärtnern, wenn der Augustmonath sich seinem Ende nähert, ehe die Trauben noch weich sind, schon wieder auf sehr frostige Nächte und Morgen, wo nicht auf Schnee und Eis, bange ist. Alle diese Gründe wider den Weinbau in Schwaben, auch am **Bodensee**, (der daselbst wachsende Wein ist unter dem Namen **Seewein** hier zu Lande bekannt,) nicht im Würtembergischen allein, zusammengenommen, wiewohl auch einige davon an und für sich selbst wichtig genug sind, scheinen die Sache, wovon die Rede ist, gänzlich zu entscheiden, besonders wenn es dabey bleiben sollte, daß die Ausländer sich gegen die Anträge der Würtemberger, ihnen ihren Wein entweder gegen baare Bezahlung, oder gegen andere Produkte, z. E. Salz aus **Bayern** u. s. w. hartherzig erzeigen; und wenn nicht Anstalten gemacht werden, daß der Menge, der mit der bittersten Armuth na-

genden Weingärtner wieder in ihrem Nahrungsstande aufgeholfen wird. Es fehlt aber bey dem allen denen, die der entgegengesezten Meinung sind, und jene Gründe für schief und einseitig erklären, nicht an sehr scheinbaren Antworten. Die erste, und meiner Einsicht nach allein zureichende, habe ich Ihnen bereits oben gesagt. Ein Land, das so vortrefliche Weine zeuget, als Schwaben, und insonderheit das Würtembergische, kann unmöglich von der Natur dazu angewiesen seyn, keinen Wein zu bauen, wie jene wollen, und es würde höchst undankbar seyn, die unläugbare und durch die Erfahrung genugsam erwiesene herrliche Anlage dazu nicht zu benüzen. Gesezt aber, es würde zum Nachtheil anderer noch nöthigerer Produkte, zu viel Feld zum Weinbau bestimmt, oder wie die heftige Feinde desselben sagen, mißbraucht, folgt denn daraus, daß er gar aufhören soll? An Fruchtfeldern und Wiesen fehlt es nicht; dies lehrt die Ausfuhr des Getraides in andere Länder, z. E. die Schweiz, und die blühende Viehzucht, wenn schon diese auch durch Spekulationen mit Pflanzung von Futterkräutern auf den Brachfeldern, noch höher getrieben werden könnte. Daß man

Weingärten zu Waldungen machen sollte, ist ein Einfall, den nur übertriebene Furcht wegen des Holzmangels hervorbringt. Diesem kann abgeholfen werden, ohne eine so wichtige Culturveränderung vorzunehmen. Wenn ganze Provinzen den Wein missen, und sich mit andern Getränke begnügen, so geschieht dies, weil sie die Sache nicht ändern können. Aber warum sollen ihn die Würtemberger missen, da sie ihn haben, und er, da er in ihrem Lande wächst, ihrer Gesundheit, wenn er mäßig gebraucht wird, nicht so nachtheilig seyn kann, als vorgegeben wird? Die große Armuth der Bewohner der Weingegenden in Vergleichung mit dem ungleich größern Wohlstand anderer, ist mehr eine zufällige, als nothwendige Folgen des Weinbaues. Würde dieser recht eingerichtet, die Rebstöke da, wo sie nicht recht fortkommen, oder sauren Wein geben, oder wegen der Frühlingsfröste grösserer und fast beständiger Gefahr des Miswachses ausgesezt sind, ausgereutet; die von einsichtsvollen und erfahrnen Männern vorgeschlagene Art, solche Weinberge, die bald tragen, anzulegen, befolgt; für jede Gattung von Erdreich die tauglichste Reben ausgesucht: die Stöke, die die

Weingärtner blos deswegen pflanzen, weil sie viel Wein geben, wenn er schon sehr geringe und so ist, daß der bessere, wenn man diesen schlechtern damit vermischt, gar dadurch verdorben wird, ausgehauen und andere dagegen gepflanzet; bey dem Ablesen der Trauben, mehrere Auswahl und Genauigkeit beobachtet, überhaupt dasjenige, so viel thunlich ist, befolgt, was der Prälat **Sprenger**, dessen oben Meldung geschehen ist, in einer für diese Art von Feldbau, höchst wichtigen Schrift, gelehrt und vorgeschlagen hat; so würde der Weinbau für diese Lande, statt, daß er bisher nicht nur nicht so vielen Vortheil, als man sich sonst davon zu versprechen hat, gewährte, sondern auch gar einen nachtheiligen Einfluß auf die Nahrung und das Vermögen derer hatte, die sich damit beschäftigten, eine wahre Goldgrube werden. Man hat berechnet, daß ein Weinberg in acht bis zehn Jahren, wenn nur keine häufige Misjahre erfolgen, sogar nach Abzug der darauf zu verwendenden Kosten, die weit grösser sind, als bey andern Grundstüken, weit mehr Nuzen bringe, als Aeker, oder Wiesen in eben so vielen Jahren. Der Wein ist ein kostbarers Product, als viele

andere. Daher giebt es im Würtembergischen Capitalisten, die ihre ganz ansehnliche Reichthümer sich nur durch den Handel mit dem Wein, da er noch mehr im Flor war, erworben haben. Diese klagen nun sehr, daß diese Zeiten nimmer seyen, und besorgen, daß sie so bald nicht wieder kommen werden. Sie wissen zu erzählen, daß vor etlichen und vierzig Jahren eine Weinlese so reich gewesen seye, daß, theils um dieses Ueberflusses willen, theils aber, weil man ihn wegen der bey der Weinlese eingefallenen heftigen Nässe für sehr gering gehalten habe, der Preiß des Weins so sehr gefallen, daß die Weingärtner, nur um solchen anzubringen, jede, auch noch so kleine Summe, die man ihnen für den Eimer bezahlt, haben gefallen lassen. Die Umstände wandten sich aber für die Käufer so glüklich, daß der Wein mit den Jahren vortreflicher wurde; und da nach jenem Jahrgang einige unmittelbar auf ein ander folgten, in denen theils durch Frost, theils durch andere Zufälle die Weinlesen misriethen; so verintereßirte sich das Capital so stark, daß aus einem für vier bis fünf Rthlr. erkauften Wein nicht gar lang darauf zwanzig bis fünf und zwanzig

Rthlr. erlößt wurden. Diese Zeiten, sagen sie, sind nun vorbey. Der Weinhandel liegt darnieder, und der kleine Rest davon, daß etwa noch einer oder der andere Mittel und Wege findet, hie und da eine Parthie Wein zu verkaufen, den er aber unter dem Preise geben muß, wenn er ihm nicht auf dem Halse bleiben soll, erregt nur ein trauriges Angedenken von den ehmal erhaltenen Vortheilen, die man bey der überall veränderten Lage der Sache einmal wieder hoffen kann. Daß das Gerüchte, die Würtemberger mischen Obstwein unter ihre Weine, diesem ihrem so vortheilhaften Commerz auch einen Stoß gegeben habe, behaupten auch wenige: und die Eifersucht und Bemühung einiger anderer, die im Verkaufen ihres Weins glüklicher waren, als sie, aus dem Vortheil zu sezen, soll vor etlichen Jahren eine Controvers, die in den wöchentlichen Intelligenzblättern sehr beissend und bitter geführt wurde, zwischen ein paar Corrivalen des Weinhandels veranlaßt haben. Der Einfall war nicht schlau. Die Ausländer, die bisher diese Waare im Würtembergischen geholt hatten, und denen jene Vorwürfe gewis nicht unbekannt blieben, konnten sich das merken,

und nicht nur keinem von beyden mehr Wein abkaufen, sondern sich überhaupt vor einem Lande hüten, dessen Innwohner, selbst vor den Augen des Publikums einander einer solchen der Treue und Glauben im Handel zuwiderlaufenden und unrühmlichen Vortheilhaftigkeit wechselsweise bezüchtigten. Ausländer übrigens, die das Herzogthum Würtemberg bereisen, und beynahe überall eine unglaubliche Menge von Obstbäumen antreffen, die man nicht nur auf Aeckern und Wiesen, und in Gärten, so gar auch in Weinbergen, welches doch den obrigkeitlichen Verordnungen zuwider seyn soll, sondern auch an den Landstrassen siehet, könnte leicht auf die Gedanken gerathen, daß die Sache mit den Obsweinen nicht ganz leer seye. Allein da ich durch Personen, deren Einsicht und Redlichkeit ich sicher trauen durfte, von der eigentlichen Anwendung des zwar oft in grosser Menge wachsenden, sehr oft aber auch misrathenden Obstes belehrt worden bin, so bin ich beynahe gewiß, daß dieses Vorgeben ungegründet ist. Es ist wahr, aus dem Obs wird ein Getränke bereitet, das wenn die Gattungen der Baumfrüchte sorgfältig ausgelesen, und sonst genau

damit verfahren wird, manchen mittlern Weinen den Rang streitig machen kann. Da aber neue, scharfe, landesherrliche Verordnungen wider diese Mischereyen erst seit kurzem vorhanden sind, über denen von Beamteten, denen nicht nur an der Beobachtung der Herzoglichen Befehlen, sondern auch an der Ehre des Landes, die freylich durch jene Sage nicht berathen wird, alles gelegen seyn muß, sträflich gehalten wird: da diese Obstweine von denen, die sie verfertigen, grossentheils selbst getrunken, und für Arbeiter und Gesinde gebraucht werden: da vieles Obs gedörrt, und aus dem Lande geführt wird — auch ein, wiewohl kleiner Zweig, des Würtembergischen Aktivhandels — ferner auch vieles roh genossen, und aus einigen Gattungen, besonders Steinobstes ein Geist gebrannt wird: so ist leicht zu erachten, daß nicht so viel Obsmost, wie man ihn hier nennt, übrig bleiben kann, daß man wegen der Verfälschung der ächten Weine Sorge haben müßte. Eben um dem verfallenen Weincommerz so viel möglich wieder aufzuhelfen, ist die hohe Landesobrigkeit und die Collegien sehr aufmerksam auf diesen Umstand. Die Zeit wird lehren

ob diese Vorkehrungen zureichend; oder ob nicht etwa die Ursache des Uebels an einem bisher noch unbekannten Orte zu suchen seye. Die Gegenden des Landes, die die meiste und beste fruchtbare Bäume haben — dadurch zeichnet sich die Alb vorzüglich aus, daß sie einen gänzlichen Mangel daran hat, und dies ist der sichtbarste Beweis der Räuhe des Klima — sind das Nekarthal, besonders bey **Eßlingen**; die Gefilde einige Stunden von **Tübingen**, in dem sogenannten Göw; bey **Stutgardt**, und **Leonberg**; und das **Uracher**- und **Leningerthal**, an dem Fusse der Alb. Man kann keinen angenehmern Anblik haben, als in einem fruchtbaren Jahre diese von der Last ihrer Früchte gedrukte unzählbahre Bäume; und der Nuzen, den sich die Besizer derselben mit diesem Ertrag schaffen, ist sehr groß; so wie ihnen auch der Miswachs desto empfindlicher ist, da arme Leute den Winter über fast allein von dem Obste leben, und dadurch manchen schönen Thaler für Brod ersparen. Nun muß ich **Ihnen** auch noch an dem Schluß meines Briefs diejenigen Gegenden des Herzogthums nennen, wo die edelsten Weine erzeugt werden. Diese sind das **Remsthal**, und das

Nekarthal. Lezteres hat in Ansehung der Stärke und Haltbarkeit der Weine vor jenem den Vorzug. In Mühlhausen findet man rothe Weine, die blos Vorurtheil für das Fremde und Einbildung manchen ausländischen vorziehen kann. Man erzählt, daß einsten einem Herzog von Würtemberg solcher vorgesezt worden sey, der ihn als den vortreflichsten Burgunder getrunken und gerühmt habe. Da man ihm aber nachgehends gesagt, daß dieser in den Gränzen seines Landes gewachsen seye, so habe er sein im Anfang gefälltes Urtheil wieder zurükgenommen, und ihn nicht mehr versuchen wollen. So geht es mit vielen andern Dingen. So hat manches Land Kräuter von so angenehmen Geruche und Geschmak, daß man sie in vielen Rüksichten den Indianischen Gewürzen vorziehen sollte. Aber eben, als ob wir dazu verdammt wären, den Handel der Holländer aufrecht zu erhalten; eben als ob alles besser und köstlicher wäre, was kostbarer und theurer ist, als unsere Landesprodukte; eben als ob Mode über Vernunft zu gebieten hätte, sind wir blind zum Schaden unsers Vermögens und unserer Gesundheit, für die vorhin manche indianische

Gewürze, die wir mit schweren Gelde bezahlen müssen, nach det Versicherung der erleuchtesten Aerzte, nicht nur nicht vortheilhaft, sondern ein wahres Gift sind. Ich bin überzeugt, daß manche Nekarweine, wenn sie aus einem andern Europäischen Reiche, oder gar aus einem andern Welttheil herbeygeführt würden, unvergleichlich heissen müsten, da man sie jezt unter die sehr mittelmäßigen rechnet; und in Schwaben kein kostbares Gastmahl gehalten werden kann, ohne daß die Tische unter der Last der fremden Weine, noch mehr aber der Beutel des Wirths, den die Mode zwingt, auch mit dem Strom fortzuschwimmen, unter dieser eingebildeten Gewohnheit seufzen muß. Pracht und Ueppigkeit ist, wie die Geschichte lehrt, zu allen Zeiten das Verderben der grösten Reiche und Staaten gewesen: Was ist es Wunder, wenn diese Seuche auch kleine Länder in das Verderben stürzet, in denen vorhin die unseelige Begierde der Geringern, es den Grössern in allen möglichen, auch in den Thorheiten, und, leider! in diesen am ersten, nachzuthun, die eigene Krankheit ist. Ich habe dies auch im Herzogthum Würtemberg angetroffen, so sehr ich hoffte, daß da-

selbst, eben weil sich die Schwaben über ihrer steifen Anhänglichkeit an das Alterthum so vieles müssen nachsagen lassen, auch die alte deutsche Einfalt in der Lebensart und den Sitten finden würde. Davon gebe ich Ihnen Nachricht in den folgenden Briefen, und bin ꝛc.

# Fünfter Brief.

Der Vagante, Maubert, hat in seiner ehemal sehr bekannten und nun glüklicher und verdienter Weise vergessenen Lästerschrift Dinge über Würtemberg, Stutgardt, und den verehrungswürdigsten Landesherrn selbst ausgekramt, die ihm nur diejenige boshaftige Gemüther glauben konnten, denen widrige und gehäßige Nachrichten allemal angenehmer sind, als solche, die das Gepräge der Wahrheit haben, wenn sie nicht zugleich Beleidigungen für andere enthalten. Er sagt unter andern, Stutgardt, die Hauptstadt des Herzogthums, und die erste Residenz des Herzogs, enthalte Gasthöfe, die kaum für einen reisenden Mezgerknecht aus Paris gut genug wären. Man hat ihm darauf geantwortet, daß sein Urtheil

auch nur deswegen nicht zuverläßig seyn könne, weil er gewiß nur diejenige Gasthöfe kennen gelernt habe, in die er etwa von andern, die sich das Mitleiden mit ihm reizen ließen, ihn nicht Hungers sterben zu lassen, zu einer Malzeit eingeladen worden sey. So ist es! Für einen Reisenden sind die Wirthshäuser hier zu Lande, vorzüglich aber in der Hauptstadt, so beschaffen, daß man sie anderwärts in Deutschland schwerlich besser findet. Es sind ihrer in Stutgardt mehrere, wo man in Absicht auf Zimmer, Bett, Tafel und Weine so gut und in so billigen Preisen bedient wird, daß man nur etwas vom Zaune brechen muß, wenn man durchaus klagen will. Ich wurde bey meiner Ankunft in den Gasthof gewiesen, wo vor einigen Jahren der Kayser Joseph logirte, und konnte mich nicht genug über die sehr gute Einrichtung verwundern, die da getroffen ist, um Fremden alle mögliche Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Nur Schade, daß das Haus nicht eine etwas bessere Lage hat, sonst würde ganz und gar nichts daran auszusezen seyn. Man erzählt, daß, da der Kayser einen Coffe hier getrunken, er dem Wirth befohlen habe,

sich selbst auch eine Tasse einzuschenken. Dieser habe sich so lang gewegert, dem Kayser Folge zu leisten, bis dieser Mine gemacht, den Wirth zu bedienen, da er denn endlich nachgegeben habe. Dies soll die Weise des Kaysers in allen Gasthöfen seyn. — Die Stadt ist mehr volkreich als groß. Sie liegt fast mitten im Lande in einer der geseegnetsten Gegenden desselben, und ist mit lauter Bergen, bis auf die Seite gegen Morgen, **Cantstadt** zu, umgeben, die mit den besten Weingärten angepflanzt sind. Die Anzahl, der Einwohner wird auf 22000 geschäzt. Man kann dieses hier, so wie im ganzen Herzogthum, ganz genau wissen, da die Lebenden alle Jahre, auf Obrigkeitliche Verordnung, gezählt, und diese Rechnungen den Berichten der Generalsuperintendenten, unter denen die ganze Geistlichkeit des Landes steht, an das Herzogliche Consistorium einverleibt werden. Diese Residenz hatte ehemal mehre Jahre hindurch das Unglük, den Hof nicht bey sich zu sehen. Eine Zeit, der sich die Bürger, zu deren Nahrung der Hof und das Militär ein grosses beyträgt, noch immer mit Schreken erinnern. Das Gewerbe litte dadurch einen

großen

großen Stoß: die Miethen der Häuser fielen sehr, und die Einwohner bekannten, daß sie sich die Folgen dieser Abneigung des Regenten vor ihrer Stadt vorher nicht so wichtig vorgestellt hätten, als sie solche würklich gefühlt haben. Desto mehr sind sie aber hernach durch die huldreiche Rükkehr ihres Landesherrn zu ihnen wieder getröstet worden: und ungeachtet sich dieser den allergrößten Theil des Jahres nicht in Stutgardt, sondern anderthalbe Meilen davon, in **Hohenheim**, einem neuerbauten prächtigen Schlosse, aufhält, und selten auch nur in Stutgardt übernachtet, so haben sie doch den Hof, und genießen das Glük, den Herzog alle Wochen wenigstens ein paarmal zu sehen. An schönen und ansehnlichen Gebäuden, breiten Strassen, und allem, was eine Residenz für einen Reisenden bemerkenswürdig machen kann, fehlt es der Stadt nicht. In dem Innern derselben sieht es allerdings finster aus, und **Maubert** muß gut gefunden haben, sich nirgends als in diesen Winkeln bliken zu lassen, weil er sonst vortheilhafter und der Wahrheit gemäßer davon würde gesprochen haben. Ein nahmhafter Theil der innern Stadt, wo es am finstersten

aussahe, ist, wie man mir erzählte, vor ungefähr zwanzig Jahren durch einen unglüklichen Brand verzehrt worden. Diese Brandstätte ist aber nun wieder desto feiner überbaut worden: und wenn es nicht zu menschenfeindlich klänge, so möchte man wohl auch andern Revieren der Stadt ein solches Reinigungsfeuer wünschen, um sie aus ihrer Asche desto schöner wieder aufstehen zu sehen. Doch bedarf man vielleicht ein so gewaltsames und trauriges Mittel nicht einmahl, da der Herzog sonst auf die Verschönerung der Stadt mit Ernst bedacht seyn soll, wie denn würklich seit kurzer Zeit in der Gegend des alten und neuen Herzoglichen Schlosses bis zu dem Thore, das nach Ludwigsburg, der zweiten Residenzstadt des Herzogs, führet, eine neue sehr schöne Anlage gemacht worden ist, die ein Reisender nur sehen darf, um, bey seinem Eintritt durch jenes Thor in die Stadt, sehr vortheilhaft für Stutgardt eingenommen zu werden. Diese Verschönerung ist durch den Besuch des Großfürsten von Rußland und seiner Gemahlin, die eine Neffin des Herzogs von Würtemberg ist, veranlaßt worden. Vielleicht gelingt es den Einwohnern, wenn sich

von Zeit zu Zeit mehrere solche ansehnliche Besuche an dem Würtembergischen Hofe ergeben, ihre Stadt nach und nach in einer erneuerten Gestalt erbliken zu dürfen. Das alte Schloß, in dem übrigens Zimmer sind, deren sich kein grosser Reichsfürst schämen darf, und das immer noch bewohnt wird, legt bey dem ersten Anblik desselben einen Beweiß seines Alterthums ab. Es ist mit einem Graben und Zugbrüke versehen; sezt aber eben dadurch und durch sein übriges äusserliches Aussehen, das nicht weit davon vor etlichen und dreysig Jahren, kurz nach dem Regierungsantritt des würklichen Herzogs, in einem vortreflichen Geschmak zu bauen angefangene, aber noch nicht vollendete neue Schloß in ein desto besseres Licht. Die Einwohner der Hauptstadt fanden für nöthig, hauptsächlich deswegen die Erbauung eines neuen und geschmakvollern, als das alte ist, zur Sprache zu bringen, damit nicht der neue Regent, unter dem Vorwand, eine ihm anständigere Wohnung geniessen zu können, Hof und Canzley nach Ludwigsburg, das mit einem sehr prächtigen Schlosse versehen ist, ziehen möchte, wie schon einmal unter einer der vo-

rigen Regierungen, zum großen Mißvergnügen der Bürger von Stutgardt geschehen war. Ihre Wünsche wurden auch erhört, der Bau des neuen Schlosses angefangen, aber, wie der Augenschein würklich lehret, so wenig ernstlich betrieben, daß noch mehrere Jahre vergehen werden, ehe dieses, übrigens vortreflich angelegte, und bereits mit den schönsten Zimmern versehene Gebäude völlig und so zu Stande kömmt, daß es von einem großen Fürsten und einem glänzenden Hofe mit Anstand bewohnt werden kann. Dieses Schloß hatte gleichsam noch in seiner Wiege ein schauervolles Unglük; es gerieth, man weiß noch auf diese Stunde nicht, wie? unvermuthet in Flammen, die so wütend waren, daß ihnen ein großer Theil davon zum Raube werden mußte. Von jener Zeit an wurde mit dem Bauen wieder inne gehalten, doch nach einiger Zeit abermal fortgefahren, und nun, hofft man, werde nicht mehr ausgesezt werden, bis es endlich ganz zu Stande kömmt. Wenn Reisende, die nach Stutgardt kommen, dieses Schloß zu sehen verlangen, so weißt man sie vielmehr, um ihnen etwas recht merkwürdiges und in allem Betracht unterhalten-

des zu zeigen, an die **Militärakademie**, oder welchen neuen Namen dieses berühmte und grosse Institut erst vor zwei Jahren durch Josephs II. Gnade, der es bey seiner Anwesenheit in Stutgardt selbst schon gesehen und bewundert hatte, erhalten hat, **Carls Hohe Schule.** Und in der That, wenn auch **Würtemberg** und **Stutgardt** sonst nichts merkwürdiges enthielte, als diese einzige Anstalt, so würde es der Mühe werth seyn, eine Reise dahin vorzunehmen, um sich von dem, was das Gerüchte, das zwar viele und grosse Dinge, aber doch immer noch zu wenig davon sagt, mit eigenen Augen zu überzeugen. Das Gebäude selbst, worinn die Zöglinge oder Studirende, die Aufseher und andere zu dem Institut gehörige Personen, ausser den Professoren und Lehrern, wohnen, ist groß und einem Fürstlichen Schlosse ähnlich. Aber die innere Einrichtung, die ich Ihnen Kürze halber, nur überhaupt beschreiben kann, verdient erst wahre Bewunderung. Man hat mir in Stutgardt gesagt, der Herzog seye ohne Zweifel ehmal bey seinem etliche Wochen daurenden Aufenthalt in **Tübingen**, wo er sich sehr genau nach dem Zustand der hohen

Schule daselbst erkundigte, und auch das berühmte theologische Stift daselbst mehr als einmal besuchte, eben durch die Einrichtung dieses Stifts oder Stipendii, wie man es nennet, auf die Gedanken gebracht worden, eine ähnliche Anstalt zur Erziehung junger Leute zu errichten. Den alles umfassenden Geist dieses Herrn konnte kein Plan und keine Schwierigkeit zu groß seyn. Ehe man noch fast erfuhr, daß er den Entschluß dazu gefaßt, und den Entwurf gemacht hätte, wurde schon angefangen. Der Siz dieses bewunderns-würdigen Instituts war anfangs auf der **Solitude**, einem auf einem Berge, eine Meile von Stutgardt, in einem Walde, schon vor mehr als zwanzig Jahren erbauten prächtigen Schlosse, von da aus ohne Zweifel die herrlichste und weiteste Aussicht im ganzen Herzogthum ist, da der Lieblingsaufenthalt des Herzogs und des Hofes war. Es waren auch sehr niedliche und bequeme Gebäude dazu zugerichtet. Es fügte sich aber in dieser Zeit, daß der Herzog zum unaussprechlichen Vergnügen der Bürger von Stutgardt mit seinem Hofe und der ganzen Akademie nach Stutgardt zu ziehen sich entschloß, da denn für

diese in der Nähe des neuen Schlosses, wo vorher Cazernen waren, von Grund aus neue Gebäude aufgeführet worden, die man nur sehen darf, um von der Einsicht des Herzogs in die Baukunst grosse Begriffe zu bekommen. Denn Sie müssen wissen, daß von allem, was man in dieser Art prächtiges und geschmakvolles sehen kann, der Herzog selbst der einige Angeber ist. Die Schlafsäle, die Speisesäle der Eleven, der sogenannte Rangirsaal, wo sie zusammen kommen, um in der schönsten und vollkommensten Ordnung zur Tafel zu gehen, die Lehrsäle, deren lezterer eine Menge sind, die Kirche, die aber mehr einem Saal, als einem gottesdienstlichen Versammlungsort ähnlich siehet, das Bad, wo die Eleven auch im Winter baden können, der Bibliotheksaal, die Krankenzimmer, alles zeuget von der vortreflichsten Einrichtung. Unten an dem Eingange der Akademie, in welche niemand ohne Vorwissen des Intendanten, der der Generaladjutant und Obriste **von Seeger**, ein geistvoller, leutseeliger und liebenswürdiger Mann, ist, eingelassen wird, wozu man aber die Erlaubnis honnetten Personen niemal zu versagen pflegt, muß man sich melden, da denn

die Vergünstigung, die Akademie zu sehen, leicht zu erhalten steht. In den Schlafsälen hat jeder Zögling einen bestimmten, verschlossenen Plaz, worinn sein Bette, ein Bücherständchen, und ein Schränkchen ist. Hier halten sie sich in den Stunden auf, die von den Vorlesungen frey sind, und wenn sie nicht Lust haben, sich auf dem zu ihrer Erhohlung bestimmten großen Plaz oder Garten bey dem Akademiegebäude, mit Spaziergehen oder erlaubten und zur Leibesbewegung dienlichen Spielen und andern zu ergözen. Es sind besondere Schlafsäle für adeliche und bürgerliche Zöglinge; wie denn jene überhaupt vor diesen gewisse Vorzüge haben. Dem Speisen der Eleven wohnt immer der Obriste bey, um auf alles, Zucht und Ordnung, acht zu haben. Eben dieser hat nun auch den Auftrag, dem Herzog alle Tage Bericht von der Akademie zu erstatten. In der Küche und bey dem Essen herrscht Pünktlichkeit und Reinlichkeit im hohen Grade: und lezteres hat der Herzog mit Zuziehung der Aerzte so einrichten lassen, daß für die Gesundheit der jungen Leute aufs beste gesorgt wird. Sie sind den ganzen Tag über nie ohne Aufseher; und ein

jeder von ihnen kann darauf rechnen, daß sein Gutes und Böses dem Herzog ganz genau bekannt wird. Ausser der Gottesgelehrsamkeit, in welches Fach der Herzog, um des theologischen Stifts zu **Tübingen** willen, sich bey dieser Anstalt nicht eingelassen hat, können die Eleven hier in allen möglichen Kenntnissen und schönen Künsten unterrichtet werden. Diese hohe Schule unterscheidet sich von andern, theils dadurch, daß sie eine Facultät weniger, als andere, nämlich die theologische; aber dagegen mehrere, als andere hat. Z. E. eine ökonomische ꝛc., wovon ich **Ihnen** deswegen nichts ausführliches zu sagen nöthig habe, da **Ihnen** die von diesem Institut erst seit kurzem herausgekommene weitläuftige Beschreibung die nöthige Nachrichten zur Genüge geben kann. Die Anzahl der Zöglinge ist sehr groß; ich werde mich nicht betrügen, wenn ich sie auf zwey bis dreyhundert seze; man findet Jünglinge aus allen Gegenden von Deutschland, aus der Schweiz, aus den Niederlanden, aus Polen, England und Rußland, und noch dazu von den besten Häusern, darinnen. Mehrere hat der Herzog auch aus seinem Lande, unentgeltlich aufgenommen: und wenn

diese sich durch Studiren und Wohlverhalten auszeichnen, so ist ihr Glük auf ihre ganze Lebenszeit so gut, als gemacht; da bereits mehrere, auch sogar Ausländer, mit einträglichen Stellen bey Hofe, in der Kanzley, bey dem Militär, und auf dem Lande bedacht worden sind. Wie sehr diese große Anstalt dem Herzog am Herzen liege, kann man theils aus den häufigen Besuchen sehen, die er in der Akademie macht, und sich nach ihrem Zustand erkundigt, oft darinn Tafel hält, zu der alsdenn immer auch einige von den Professoren und Officieren gezogen werden: theils aus den Professoren, die erst kürzlich auswärts hieher berufen worden sind, und sich glüklich geschäzt haben, diesen Ruf annehmen zu können. Die Professoren sind alle sehr geschikte und gelehrte Männer, zu deren Lobe es genug seyn kann, daß sie der Herzog selbst, den man, ohne Schmeichelen, einen scharfsichtigen Kenner nennen darf, erlesen hat. Es sind mehrere aus dem theologischen Stifte zu Tübingen darinn. Die Akademie hat ihren eigenen Prediger, der noch ausser diesem die Verpflichtung hat, die Religion zu lehren. Auch Professoren aus dem Gymna-

sium in Stutgardt sind bey der Carls Hohen Schule angestellt. Diese hat auch, wie andere Universitäten, ausser dem Intendanten, einen Proректor und einen Canzler. Leztere Würde ist beständig. Ersterer aber wird alle halbe Jahre von dem Herzog, aus einer Facultät nach der andern, ernannt. Seitdem die Akademie zur Universität erhoben worden ist, so haben diejenige, die die höhere Wissenschaften, die Rechts- oder Arzneygelehrsamkeit hier studiren, die freye Wahl, ob sie in dem Akademiegebäude, oder in der Stadt wohnen und den Tisch haben wollen. Einige haben sich den Umstand, daß diese Universität in einer Residenz sey, die sich zu der für die Musen nöthigen Ruhe und Sitte nicht schike, wollen mißfallen lassen. Eben als ob dieses das einzige Beyspiel wäre. Paris und Wien sind ungleich größere Städte, als Stutgardt, und enthalten viel unruhigere Hoflager, als das Würtembergische ist. Der Herzog, dessen Nachdenken und scharfem Beobachtungsgeist nichts entgeht, es mag groß oder klein seyn, hat gewiß diesen Punkt nicht aus der Acht gelassen. Er wird auch unstreitig dafür sorgen,

daß keines dem andern einen schädlichen Eintrag thue.

Eben diese neu errichte hohe Schule ist es auch, durch die die Bürger von Stutgardt wegen des ihnen mehrere Jahre nacheinander entzogenen Hofes nun desto reichlicher schadlos gehalten werden: und ich mußte mich eben um deswillen desto mehr wundern, da ich in Stutgardt hin und wieder über Theuerung der Lebensmittel um der Akademie willen Klagen führen hörte. Die Leute wissen einmal nicht was sie wollen. Haben sie den Hof nicht, so beschweren sie sich über den gänzlich darniederliegenden Nahrungszustand, über den Mangel des Verdiensts bey den Handwerkern, u. s. w. Ist der Hof wieder da, und noch eine Akademie dazu, wodurch die Einwohnerschaft um viel hundert Seelen vermehrt, und auch Fremde herbeygezogen werden, solche zu sehen, so ist Klage über den hohen Preiß der Lebensmittel. Das beste ist, daß diese Beschwerden nur von solchen geführt werden, deren kurzes Gesicht ihnen vieles in einem falschen Lichte vorhält: noch besser aber ist, daß auf solches Geschwäz gar keine Reflexion gemacht wird. Die Professoren und Lehrer ha-

ben schöne Besoldungen, die in lauter baarer Münze bestehen, und einen ansehnlichen Rang, so, daß sie Veränderungen oder gar Beförderungen zu wünschen keine Ursache haben. Die Kleidung der Eleven ist eine Art von Uniforme; und sie werden überhaupt in ihrem äusserlichen zur äussersten Genauigkeit und Reinlichkeit angehalten. Von dem beträchlichen Wachsthum in ihren Kenntnissen sieht man alle Jahre an den Prüfungstagen die unläugbarsten Zeugnisse, und alsdenn werden auch Belohnungen und Preise ausgetheilt. Die beste Belohnung ist der Beyfall und die Gnade des Herzogs, die sich diejenige zuverlässig erwerben, die sich vor andern in den Künsten und Wissenschaften und in der Aufführung auszeichnen, und wovon sie die reellste Früchte über kurz oder lang durch vortheilhafte Bedienung, die sie erhalten, einernden. Die Philanthropine sind eine Modesache unsers Zeitalters. Dieses Institut aber muß ohne Anstand, wo nicht allen, doch den meisten derselben den Vorzug streitig machen: es wird auch nicht sobald wieder in sein voriges Nichts zurükkehren, wie verschiedene von jenen, die nur so lange daureten, als gewisse Leute, de-

ren Ziel schändlicher Eigennuz war, ihre Rechnung dabey fanden. An dergleichen etwas ist hier nicht zu gedenken, da der Herzog die grösten Summen, die, wie leicht zu erachten ist hierzu erfodert werden, aus seiner eigenen Chatule hergiebt. † Der Obriste von Seeger hat eine eigene vortrefliche Wohnung in der Akademie, und ein sehr ansehnliches Gehalt das aber nicht zu groß seyn kann, wenn man die unbeschreibliche Mühe und aneinanderhangende Arbeiten bedenkt, mit denen dieses sein Amt verbunden ist, dem er sich aber willig aufopfert, da er weiß, daß er wohl nicht leicht seine Kräften zu etwas gemeinnüzigerem anwenden könnte. In der Nähe der Akademie haben ein paar Bürger von Stutgardt kostbare Häuser erbaut, deren jedes funfzehen bis zwanzig Tausend Rthlr. gekostet haben soll. Der Herzog nimmt dies sehr gnädig auf, weil es theils einen Beweiß, von dem Wohlstand seiner Unterthanen abgibt, theils weil dadurch die Schönheit der Gegend, in der die Akademie errichtet ist, einen Zuwachs bekömmt. In der Stadt auf dem Graben ist vor nicht gar langer Zeit ein sehr maßives Gebäude aufgerichtet worden, das ein Kaufmann in Stut-

† Und doch ist sehr wahrscheinlich, daß der nächste Herzog die Akademie wieder aufhebt.

gardt erbaute, und mit dem dazu nöhtigen Gelde von einigen Mitgliedern der Handlungsgesellschaft in Calwe unterstüzt wurde. Da das Haus fertig war, konnte er solches nicht behaupten, sondern seine Gläubigere zogen es, um sich ohne Weitläufigkeit bezahlt zu machen, an sich, und machen nun, freylich nicht zum grossen Wohlgefallen der übrigen Kaufleute in der Residenz, wichtige Geschäfte. Das Haus ist so geräumig und bequem, daß mehrere Haushaltungen darinn Plaz finden, wie es denn würklich von angesehenen Standespersonen bewohnt wird. Das Haus, worinn sich die Landstände versammlen, ist ein sehr schönes Gebäude in einer der besten Gegenden der Stadt. In demselben wohnen nicht nur einige Officianten der Landstände, sondern auch einige Mitglieder dieses für den Fürsten und die Unterthanen sehr wichtigen Collegiums, welches nun seit mehreren Jahren, da es mit dem Herzog in einem mißlichen Kriege lebte, der aber durch den bekannten Erbvergleich vor ungefehr zwölf Jahren glüklich geendiget worden ist, in gutem Vernehmen mit dem Hofe steht. Glükliche Tage für Unterthanen, die bey Streitigkeiten mit dem Landesherrn nie

gewinnen, sondern, wenn es noch so gut geht, am Ende die Zeche bezahlen müssen! Die Einrichtung dieser Landstände ist bekannt, wird aber doch von manchen Fremden, die etwa keine Gelegenheit haben, sich von zuverläßigen Personen gründlich belehren zu lassen, nicht immer richtig beurtheilt. So ist es ein Irrthum, wenn man um dieser Landstände willen die Regierung dieses Herzogthums für aristokratisch hält. Nichts weniger! denn das wird doch keine Aristokratie seyn, wo der Fürst die Landstände schlechterdings keinen Antheil an der Regierung nehmen läßt: sondern diese höchstens hie und da ihre Nothdurft wenn sie durch Verträge dazu berechtiget sind; in gewissen Angelegenheiten an den Regenten bringen, und mit Anführung standhafter Gründe unterthänigst um Remedur bitten dürfen. Der ganze Verlauf des Rechtshandels, den diese Stände mit dem Landesherrn bey dem Kaiserlichen Hofe führten, beweißt gewiß nichts aristokratisches: und wenn einige Mitglieder dieser Versammlung sich etwas von einer Theilnehmung an der Regierung in den Kopf sezen sollten, so sind das süsse Träume, die man ihnen lassen kann, weil sie keinen

Scha-

Schaden thun, und es mehr als einmal Gelegenheit giebt, daß sie in diesen ihren Einbildungen sehr nachdrüklich gestört werden. So richtig aber dieses ist, so sehr würden sich diejenige auf der andern Seite irren, die dieser das ganze Herzogthum vorstellenden und von demselben mit Vorwissen und Einwilligung des Regenten bevollmächtigten Versammlung zu wenig einräumen wollten. Dies beweiset der Erbvergleich, der an dem Ende des langwürigen Landtages abgeschlossen und durch den nun die Sammlung der Verträge zwischen dem Fürsten und den Unterthanen mit einer schönen Urkunde vermehrt worden ist. Der berichtigte Graf von **Montmartin**, dessen Angedenken bey dem Würtembergern nicht im Seegen ist, wurde zu seiner Verwunderung überzeugend belehrt, daß die Mitglieder der Würtembergischen Landstände die Leute nicht seyen, für die er sie ehmal aus stolzer Verachtung ausgab, und mit denen man um ihrer Unwissenheit willen, da sie nichts als alte und abgelebte Kirchen- und Schuldiener, Schreiber und Profeßionisten seyen, sich gar nicht einlassen sollte. Unter den Kirchen- und Schuldienern verstunde er die Prälaten, die



Bayerische Staatsbibliothek

entweder vorher in Kirchenämtern, als Specialsuperintendenten, gestanden hatten, oder Professoren, z. E. auf der Universität, am Gymnasium zu Stutgardt, oder in den 4. wie man sie nennt, mit jungen Studierenden besezten Klöstern gewesen waren. Die Schreiber und Profeßionisten aber sind die Bürgermeister von den Haupt- und Landstädten die freylich nicht alle Gelehrte sind, auch nicht seyn müssen, aber aus denen man doch immer solche auswählen kann, die mit genugsamer Kenntniß der Geseze und des Landes einen warmen Eifer für das Beste des Herzogs und der Unterthanen verbinden. Die Wahl dieser Mitglieder beruhet auf dem engeren Collegium der Stände, und der erwählte muß dem Herzog presentirt und von ihm bestätiget werden. Da in beeden Collegien nur vier Prälaten, und hingegen zwölf Weltliche Beysizer, ausser den zween Consulenten und dem Sekretär, der von einigen, wiewohl ganz unrichtig, für den Direktor der ganzen Versammlung gehalten wird, sind; so sieht man, wie schief das Vorgeben ist, daß zu viele geistliche in diesem Collegium seyen. Warum sollen denn ihrer noch weniger seyn? Und ist es denn

zum verwerflich seyn genug, ein Geistlicher zu seyn? — Wenn ein Prälat oder weltlicher Besizer mit Tode abgeht, so wird, die drey Hauptstädte ausgenommen, nicht allemal jenes Nachfolger in der Abbtey, oder im Bürgermeisteramt der Stadt, woher jener war, zum Mitgliede der Landstände erwählt; sondern man richtet sein Absehen auf Wissenschaft nnd Verdienste, und es fehlt niemal an solchen, die sich zu diesen so wichtigen, und übrigens gar nicht einträglichen, aber eben, wenn sie rechtschaffen bekleidet werden, desto ruhmvolleren Posten qualificiren. Der durch ganz Deutschland durch seine ungeheure Menge von Schriften, nicht weniger aber durch seine grosse Verdienste und sonderbare Schiksaale berühmte Etats Rath **von Moser**, ein Vater des eben so berühmten **Freyherrn von Moser**, lebt gegenwärtig noch in Stutgardt, als ein ehrwürdiger Greiß von mehr als achtzig Jahren, und wird vermuthlich, da ihm das Arbeiten zu anderer Natur geworden ist, und er sich von dem Trieb, andern nüzlich zu seyn, und aufrichtig zu dienen, noch eben so sehr, als in seinen blühenden Jahren belebt fühlt, die Feder nicht bälder, als im Tode niederle-

gen, wenn ihm nicht die Beschwehrlichkeiten des Alters solche aus den Händen reissen. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit von ein paar vortreflichen Anstalten Nachricht geben, die diesem würdigen Manne sein Vaterland zu danken hat. Er lebt in der Stille, ohne ein öffentliches Amt zubekleiden: eine Ruhe, die ihm jeder dankbare Patriot, von ganzem Herzen gönnen wird. Das Gymnasium Illustre in Stutgardt, das von dem Großvater des würklich regierenden Herzogs, als damaligem Landesadministrator vor bald hundert Jahren, gestiftet worden ist, gehört nicht nur unter die Zierden der Residenzstadt, sondern auch unter die schöne Anstalten des Herzogthums, demselbigen Diener des Staats, der Kirche und der Schulen zu erziehen. Es hat einen Rektor, Professoren und Präceptoren. Jenem ist die Aufsicht über die lateinische Schulen des untern Theils des Landes aufgetragen, die er alle Jahre visitiren, von dem Zustand dieser Schulen dem Herzoglichen Consistorium Bericht geben, hauptsächlich aber bey jener persönlichen Untersuchung der Schulen auf diejenige junge Leute sein Augenmerk richten muß, die sich dem Dienst der

Kirche widmen, und in die Klöster des Landes, in denen eben das, was in den obersten, das ist, der sechsten und siebenten, Klasse des Gymnasiums gelehrt wird, aufgenommen werden wollen. In diese Gebäude des Gymnasiums, die auch dem Rektor zur Wohnung dienet, werden alle Jahre, drey Tage nacheinander, eben diejenige Knaben des Landes, die sich angegeben haben, daß sie dem Vaterlande, in der Kirche dienen wollen, von den Consistorialräthen selbst untersucht, und alsdenn, wenn die Prüfungen vorbey sind, eine Anzahl von zwanzig bis fünf und zwanzig der ältesten und tauglichsten, die nicht über funfzehn Jahre alt seyn dürfen, in eines der vier Klöster, deren ich schon mehrmalen Meldung gethan habe, aufgenommen. Einer von den Professoren an diesem Gymnasium ist auch Prediger an der Stifts- oder Hauptpfarrkirche in Stutgardt, wo er jede Mittwoche zu predigen hat. In dieser Kirche muß alle Tage, kraft einer alten Verordnung, Gottesdienst gehalten werden. Man sieht den meisten Versammlungen in diesem Gotteshause das alte Herkommen an, da oft, besonders in der Woche, nicht zehen Personen zugegen sind.

Der Hauptprediger dieser Kirche ist immer ein Mitglied des Herzoglichen Consistoriums. Eine Bedienung, die zwar sehr mühsam, aber auch einträglich ist. Der berühmte **Faber**, der vorher Professor der Gottesgelehrsamkeit in Tübingen war, auch ehemal einen Ruf zum Seniorat in Frankfurt am Mayn erhalten hatte, aber solchen ausschlagen mußte, weil ihn der Herzog und die Universität als einen Mann von seltener Gelehrsamkeit und Verdiensten nicht entlassen wollte, stunde auch als Stiftsprediger an dieser Kirche, wurde aber bald zur Oberhofredigerstelle berufen, in der er auch gestorben ist.

Von **Privatbibliotheken**, die in Stutgardt angetroffen werden, ist diejenige, die der Herzogliche Geheime Rath **Frommann**, Director des Consistoriums besizt, die zahlreichste und kostbarste. Schade sollte es seyn, wenn sie nach seinem Tode nicht zu einer öffentlichen Büchersammlung gekauft würde, wenn anders seine Erben solche nicht selbst behalten wollen oder benuzen können. Die **Herzogliche** Bibliothek besteht aus einem ausserordentlich großen Vorrath, der erst kurz durch Ankaufung einer nahmhaften und kost-

baren Sammlung von Bibeln dergestalt vermehrt worden ist, daß sie unter den wichtigsten Deutschlands einen vorzüglichen Plaz behaupten kann.

In Stutgardt wurde ich von einem Freund, mit dem ich in Leipzig bekannt worden war, und dem ich einige Meilen von dort aus Gesellschaft auf der Reise geleistet hatte, in einem Gasthof zum Abendessen eingeladen, wo ich eine ungewöhnliche Menge von Geistlichen des Landes antraf. Man sagte mir, dieser Gasthof habe den Namen der geistlichen Herberge, weil die Mitglieder dieses Ordens, wenn sie Verrichtungen haben, nach Stutgart kommen, oder von den Obern dahin berufen werden, und nicht eben Freunde und Verwandte in der Residenz haben, von denen sie aufgenommen werden könnten, hier gewöhnlich ihren Abstand nehmen. Ich fand hier Gelegenheit, mit gelehrten und wakern Männern bekannt zu werden, so daß ich für die Geistlichkeit des Landes sehr eingenommen wurde. Es waren auch Beamte des Landes in der Gesellschaft, deren einer mit einem Pastor bald, nachdem wir uns zum Speisen niedergesezt hatten, in eine etwas hizige Unterhaltung gerieth. Der

Gegenstand des Wortwechsels waren Besoldungs- und Zehntensachen. Der Geistliche klagte über Gewaltthätigkeit und Unrecht; und der Beamtete, aus dessen Händen, wie ich alsbald schließen konnte, jener seinen Gehalt empfieng, über Geiz und Eigennuz der Pfaffen. Bey diesem Ausdruk, womit er ohne Zweifel seinem Beweiß eine besondere Stärke und Nachdruk zu geben glaubte, wurde die übrige Gesellschaft etwas aufmerksam, und der Pfaffe wurde bald hernach mit dem **Schreiber** vergolten; Eine Benennung, die, wie mir mein Nachbar erklärte, dem Orden derer, denen sie ertheilt wird, eben so wenig zur Ehre seyn soll, als jene eines Pfaffen der Geistlichkeit. Nun wurden die Antworten und Gegenantworten immer lebhafter und spiziger. Der Beamtete glaubte sich beym Besize des Rechts und der Wahrheit so sicher, daß er kein Bedenken trug, der Ueberlegenheit der Geistlichen ungeachtet, allein auf dem Kampfplaze zu stehen, und wider eine Menge von Widersachern seine Sache zu verfechten. Einige unter diesen sahen dem Auftritt, von dem sie sich einen dem Beamteten nicht sehr günstigen Ausgang versprachen, mit heimlicher

Freude zu. Unter andern bezeugte der Geistliche, wie ärgerlich es für Gelehrte seyn müsse, sich von solchen bey allen möglichen Anlässen neken zu lassen, deren ganze Kunst darinn bestehe, Federn zu schneiden, Dinte anzusezen, und etliche Bogen Papiers mit heillosem Zeug zu beschmieren, das ihm jeder Knabe nachmachen könne, und wofür er sich doch, als wenn er das größte Verdienst gemacht hätte, mit schwerem Gelde bezahlen lasse; dies war freylich deutlich genug gesprochen. Wir wollen sehen, hieß die Antwort, ob man sich Injurien von Leuten gefallen lassen muß, die weiter nichts leisten, als alle Wochen eine Predigt aus zehen Büchern zusammen zu stoppeln, und doch den Pabst in ihrem Dorfe machen wollen. Ich kann würklich nicht sagen, auf wessen Seite ich war, so sehr mißfielen mir die Anzüglichkeiten, mit denen man von beyden Seiten nicht sparsam war. Doch zog sich der Beamtete am ersten zurük, ohne jedoch seinem Widerpart die Wahlstatt einzuräumen: und ich sorgte würklich, dieses Gefechte möchte in der Hauptsache dem Pfarrer in der Folge bey seinem Beamteten mehr geschadet, als genüzet haben. Halten Sie

Friede, meine Herren, rief plözlich ein Reisender, der auch mit bey der Gesellschaft war: ich finde, daß jener Recht hatte, der das Würtemberger Land das Reich der Schreiber und der Pharisäer nannte. Damit konnten beyde Theile vorlieb nehmen. Er sagte es mit einem Tone, der Begierde zu scherzen, und nicht Absicht zu schaden verrieth. Ich ließ mich nachgehends genauer über diese ganze Materie belehren, und erfuhr, daß bey allen den Vorzügen, die die Würtembergische Geistlichkeit vor der in andern Ländern hat, die sich aber doch Ausländer nach größer vorstellen, als sie würklich sind, ihr Schiksal nicht sehr beneidungswürdig ist. Es soll Pfarrer geben, deren Einkünfte sehr genau, und die Naturalien, die sie beziehen, nicht einmal in niedrigen Preisen gerechnet, kaum 300 Rthlr. betragen, und die ihnen noch dazu, wenn der Beamtete, von dem sie solche einzunehmen haben, von böser Laune ist, wie das der Fall ordentlich seyn soll, so bald diese mit einem Geistlichen zu thun haben, den sie ihre Uebermacht über ihn wollen empfinden lassen, mehrmalen schwer gemacht werden. Sind Zehenden von Früchten, Erbis, Linsen, Bohnen,

Flachs, Hanf, Obst, u. d. g. unter diesem Gehalt, so haben sie mit den Bauern zu kämpfen, die, gewöhnlich aus angeborner Ungeschliffenheit und Abneigung vor dem Mann, den sie für ihren Feind halten, weil er ihnen die Wahrheit sagen, und Zucht und Ordnung handhaben muß, noch mehr aber, weil sie von den Beamteten, die jenen aus Bosheit weis machen, der Pfarrer fordere mehr, als ihm gebühre, dazu gereizt werden, wenn sie nur könnten den Pfarrer lieber mit den Seinen am Hungertuche nagen, als im Wohlstand sehen möchten. Wie unangenehm dieses für die Geistlichkeit dieses Landes seyn müsse, läßt sich auch nur daraus ermessen, daß die Kirchengüter in diesem Herzogthum, die sehr ansehnlich sind, und sich auf einige Tonnen Goldes belaufen, keine andere Bestimmung haben, als zur Erhaltung derer, die sich dem Dienste der Kirche und der Schulen widmen: und daß nur das, was hievon übrig bleibt, zu andern, aber auch in Landesgesezen und Verträgen deutlich bestimmten Ausgaben, verwendet werden darf. Ob die Klagen, daß dem zuwider gehandelt werde, die die Geistlichkeit erhebt, gegründet sind, weiß ich nicht. Anek-

boten ist nicht allemal zu trauen, mit denen man sich trägt. Die Verwaltung der Kirchengüter ist einem eigenen Collegium in der Herzoglichen Kanzley anvertraut, das man die geistliche Kammer nennt, und dessen Räthe Expeditionsräthe heissen. Dieses hatte ehemal in der Person des durch allerhand Gerüchte gegangenen **Wittleders** einen Direktor, von dessen Kenntnissen und Wissenschaft man seltsame Dinge erzählt, und von dem gewisse Ausdrüke noch im Lande, wenn man scherzen will, im Schwange gehen. Er stieg mit schnellen Schritten, von so niedriger Herkunft er war, zu dieser höchst einträglichen und angesehenen Stelle. Die Landstände waren seine Freunde nicht. Er quittirte endlich, und soll nach seinem Tode, der ihn ausser dem Herzogthum dahingeraft hat, ein erstaunendes Vermögen hinterlassen haben.

Um **Stutgardt** herum sind schöne Gärten und angenehme Spaziergänge. Vor dem so genannten Büchsenthor ist eine artige Allee angelegt, in der man bey angenehmer Witterung sehr gute Gesellschaft antreffen kann. Die Luft in der Stadt und der Gegend ist gesund: aber mit dem Wasser wollen die Aerzte

nicht recht zufrieden seyn. Wenn nur durch die Menge des Weins, der daselbst wächßt, diesen Mangel abgeholfen werden könnte. In einem gewissen Quartier der Stadt sollen vor Zeiten alle Jahre faule Fieber graßirt und grosse Niederlagen angerichtet haben. Die Aerzte seyen endlich auf den Gedanken gerathen, daß dieses Uebel einem nahe an der Stadt gelegenen stehenden Wasser zuzuschreiben sey. Man habe alsdenn diese Gegend ausgetroknet, und seit dieser Zeit zeigen sich nun diese Fieber nicht mehr. Die schrökliche Epidemie, die vor einem halben Jahre hier gewütet hat, soll auch eine Vorstellung der Arzte an die Landesherrschaft veranlaßt haben, daß man die Gottesäker, deren einige innerhalb der Mauren sind, vor die Stadt hinausschaffen soll, und es soll gewillfahret worden seyn. Die Lebensart in Stutgardt ist angenehm und ungezwungen, mehr, als man in einer Residenz, die einen so glänzenden Hof hat, erwarten sollte. Pracht und Ueppigkeit sieht man hier, wie aller Orten, doch scheint dieses den Grad noch nicht erreicht zu haben, wie in andern Ländern. Der Herzog hat der Stadt auch durch die Errichtung einer neuen Messe aufzuhelfen gesucht.

auf die leztere sollen Französische Kaufleute auch Hüte à la Montgolfier mitgebracht haben. Der Herzog erfuhr es kaum, so schikte er darnach. Sie waren aber bereits bis auf einen oder zween alle verkauft. Darüber solle er sich geärgert und auf der Stelle erklärt haben: es müsse eine Kleiderordnung zu Stande kommen, damit dem schädlichen Muthwillen seiner Unterthanen, die ohne Rüksicht auf ihre Vermögensumstände sich alle neue Moden anschaffen, eingeschränket werde. Man solle schon lange mit einer solchen Verordnung, die für ein Land, das ungleich mehrere Waaren einkauft, als von ihren Produkten an andern Nationen abgiebt, und also offenbaren Schaden an baarem Geldvorrath leiden muß, nicht anders, als sehr heilsam seyn kann, umgehen. Da die Kaufleute aber scheel dazu sehen, und man dem Commerz noch mehr dadurch zu schaden glaubt, so ist es bisher unterblieben. Etwas ähnliches ist aber doch bereits zu Stande gekommen, nämlich ein Gesez, wordurch der bisher im Schwang gegangenen Uebermasse Leichenbegängnissen und in Absicht auf die Kleidung, wodurch manche Familien, oftmahlen mehr als durch den Verlust der ihnen durch

das Absterben der Ihrigen entzogenen Personen, in Betrübnis versezt werden, abgeholfen werden soll. Ich hörte darüber urtheilen, und die landesväterliche Absicht sehr rühmen, zugleich aber auch die Besorgnis äussern, daß es mit diesem, wie mit vielen andern eben so guten und heilsamen Gesezen gehen dürfte; daß sie nicht gehalten werden. Es wäre Schade, wenn diese Furcht gegründet wäre. Eine grössere Thorheit ist doch wohl nicht zu gedenken, als die in Ansehung dieses Gegenstandes begangen wird. Weder die lebendige, noch die verstorbenen haben von dem eingebildeten Staate, der bey den Begräbnissen, und mit Kleidern getrieben wird, den mindesten Vortheil: jene noch empfindlichen Schaden dazu. Die Frau, die einen Ehegatten verliert, ist schon geschlagen genug, daß ihr gemeiniglich ihr Unterhalt entgeht: um das Maaß des Jammers voll zu machen, muß aber nun noch so viel aufgewendet werden, daß man von dieser höchst tollen Ausgabe wohl einige Wochen oder Monate leben könnte. Man sagte mir, da von dieser Sache in einer Gesellschaft gesprochen wurde, daß die Ehegattin eines Kanzleybedienten, da dieser

mit Tode abgieng, und sie in den dürftigsten Umständen hinterließ, seinen Sarg mit rosinrothem Taffent habe ausschlagen lassen. Man hätte ihr, da sie nachgehends mit ihren Kindern hungerte, rathen sollen, den so vornehm zur Erde bestatteten Sekretär, oder wer er war, wieder ausgraben zu lassen, den Taffent aus der Baare herauszunehmen, wieder, und sollte es auch mit Schaden geschehen, zu verkaufen, und sich Brod dafür anzuschaffen. Würmer füttern, die doch nicht dafür danken, und hingegen sich selbst in Noth versezen, ist doch fürwahr nicht Klugheit, und eben so wenig Liebserweisung gegen den Verstorbenen, der wie die Würmer, auch nicht dafür dankt, und mit weit geringern auf ihn verwandten Kosten vorlieb genommen hätte. Bediente und Dienstboten werden am meisten mit der neuen Trauerordnung unzufrieden seyn. Bey diesen Leuten solle es würklich vorhin weit gegangen seyn. Mägde, z. E. durften nicht einmal ohne schwarze Handschuhe über die Gasse gehen, und auf dem Markte einzukaufen, oder Wasser zu holen. Wurde ein Haus fleißig mit Todesfällen heimgesucht, so waren das glükliche Zeitpuncte für den Bedienten,

oder die Magd, die sich ein fein Capitälchen, weil nur das erstemal Kleider, alsdenn aber baares Geld für die Trauer mußte gegeben werden, zu sammlen wußten: und Personen, die ihre Dienste verändern wollten, oder überhaupt Dienste suchten, sahen sich ängstlich um solche Häuser um, in denen die Aerzte einen täglichen Zutritt hatten; oder wo die Hand des Todes einen Raub nach dem andern einsammlete. Sie wissen mein Liebster, daß ich ein Freund vom Beobachten bin; und daß oft die unbedeutendste und in andrer Augen armseeligste Dinge Stof zu Anmerkungen, besonders über die Sitten und Gewohnheiten andrer Länder, hergeben. Sezen Sie was ich Ihnen jezt sage und sagen will, in diese Classe. Wenn es Ihnen nicht auffällt, so fiel es mir auf, und wenn ich Unrecht habe, so will ich mich zurecht weisen lassen. Im Würtembergischen ist hie und da die Mode im Trauern so streng, daß man sogar keine andere Gesang- und Gebetbücher in die Kirche nehmen darf, als die mit schwarzen Schnitten versehen sind. Zugleich aber erfodert die Sitte, daß man, bis die nach Gestalt der Sachen und nach dem Grade der Verwandschaft mit dem verstorbe-

nen verflossene Trauerzeit vorüber ist, ja nicht singen soll. Ob die neue Würtembergische Trauerordnung auch über diese zween Umstände Maße und Erläuterung giebt, weiß ich nicht. Weil es auf die Ersparnis unnöthiger Unkosten angesehen ist, so verdiente der erste wohl, nicht übergangen zu werden. Den andern aber, der mehr die Religion anbetrift, kann man den Geistlichen überlassen. Den besten Vorschub zur Haltung dieses heilsamen Gesezes können wohl angesehene Leute geben, wenn sie sich genau darnach richten, und sich selbst keine Ausnahmen gestatten, oder solche höherer Orten ausdrüklich suchen. So bald es vornehm und ausgezeichnet läßt, den alten lächerlichen und schädlichen Schlendrian fahren zu lassen, so bald werden es die geringere den größern nachmachen, und denn hat man gewonnen. Eben dies wäre auch das einfachste und leichteste Mittel, andere dem Nahrungsstand verderbliche Unordnungen abzustellen, wenn die, auf die jedermanns Augen gerichtet sind, mit ihren Beyspielen vorangiengen. Die thörichte Nachahmungssucht stiftet unzäliges Unheil. Solte man ihr nicht auch die Richtung geben können, daß sie gutes stiftete?

Die Kaufleute, sagt man, murren sehr wider die Einschränkung des Trauerns in Kleidern. Aber die Kaufleute sind ja doch nicht das Publikum. Und ist denn das so schwer zu begreifen, daß ihr Handel doch fortgehen wird, weil man sich immer kleiden muß, ob die Farben, in die man sich einhüllet, nun grün oder schwarz sind? Der Geistlichkeit und den Schulbedienten soll dieser neuen Verordnung gemäß nichts entgehen; es kann auch nichts billiger seyn, da diese Leute immer die lezte sind, die sich über ihre Glüksumstände freuen dürfen. Hätte der Beamtete, von dem ich Ihnen oben erzählte, das neue Gesez entwerfen müßen, wie übel würden die Pfaffen weggekommen seyn! Dieser wird gewiß, wenn er auf das Sterbebette hingestrekt wird, seinem Pfarrer keine Mühe mit dem Krankenbesuche machen, so sehr er es vielleicht bedürfte. Erklären Sie mir doch die Frage, warum Politici und Geistliche so selten gute Freunde sind? In der Katholischen Kirche ist das Räthsel bald aufgelößt. Aber in der Evangelischen ist es ein anders. **Luther** hat dafür redlich gesorgt, daß die Geistliche seiner Bekenntnis sich nirgends zuviel herausnehmen

dürfen. Sie sind also in keinem Stük beneidungswürdig. Rang und Einkünfte sind ihnen so mäßig zugeschnitten, daß sie den größten Theile nach mehr Mitleiden, als Mißgunst verdienen. So ist z. E. die Bedienung eines geistlichen Inspektors, oder, wie man sie nennt, Specialsuperintenden, im Herzogthum Würtemberg zwar eine mühsame und ehrenvolle, aber eben nicht desto einträglichere Stelle. Die beste soll sechzig Rthlr. oder etwas darüber betragen. Wie gar nicht reizend sind also die Aussichten für die, die sich in diesem Lande der Gottesgelehrsamkeit widmen! Und zu diesem Amte gelangen erst die wenigsten, und diese nicht bälder, als wenn sie sich dem Alter nähern, und vorher ihre besten Jahre in noch kärglicher besoldeten Aemtern, auf Pfarrn und Diakonaten, kümmerlich hingebracht haben. Ausser diesem stehen sie im Range den Stabsbeamteten der Städte nach, wo der Siz ihrer Superintendentur ist, und dies vermöge einer neueren Verordnung erst unter dem jeztregierenden Herzog, der ihren alten Amtsnamen, da sie schlechtweg Vögte, wie noch auf diese Stunde die Schultheissen auf den Dörfern im obern Theile des Her-

zogthums, auf dem Schwarzwalde, hiessen, in den Namen der Oberamtleute umschuf, und damit ihnen auch den Vorsiz vor den geistlichen Inspektoren einräumte. Die Klügere unter diesen bescheideten sich, daß der Fürst der Münze, die er präge, einen Werth geben könne, welchen er wolle, und schikten sich in die Zeit. Hingegen die nunmehr erhobene überließen sich einer ausgelassenen Freude, und glaubten daß nun erst Gerechtigkeit im Lande sey, seitdem ihnen dieser ihnen so unläugbar gebührende Vorzug zugestanden worden sey, ungeachtet viele untern ihnen, von ihrem Gewissen überzeugt wohl wußten, daß Vorrang nicht allemal Kennzeichen des Verdienstes sey, und sich erinnerten, daß sie ehmal auf der Universität von denen, auf die sie nun so stolz herabschauen, einen Unterricht genossen hatten, ohne den sie so gar in ihrem jezigen Amte sehr mittelmäßig, bey aller in Händen habenden Gewalt, figuriren würden. Die Gemahlinen der neuen Oberamtmänner sollen sich besonders bey der Standeserhöhung ihrer Herren Gemahle wohl befunden haben. Man erzählt, daß eine von ihnen die Kinder, die sie nachher geboren, den ältern weit vorgezogen,

diese, wenn es Knaben waren, blos zu Professionisten und Handwerkern, jene aber zum Studiren, und zwar mit Ausschlus der Theologie und Medicin, bestimmt, und sich hoch vermeßen habe, ihre ältern Töchtern gleichwohl höchstens an Geistliche, die jüngere aber durchaus an niemand anders, als Oberamtleute, zu verheurathen. Sonst sollen die Superintendenten, die den Lauf der Dinge wissen, jenen ihre Vorzüge, gar gerne gönnen, und sich daran begnügen, daß sie ihre Bedienungen auf einem Wege erhalten, worüber sie mehr Neider als Mitleider haben.

Der Her-zog hat übrigens, die Medisance mag sagen was sie will, und, was nur etwa von einigen oder wenigen gilt, auf alle ausdehnen, trefliche Beamtete auf dem Lande, die, wie denn dieser Fall, besonders bey den Beamtungen an den Kränzen öfters vorkommt, wenn sie mit Beamteten fremder Gebiete zu thun haben, ihrem Fürsten und Vaterlande, durch ihre vorzügliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Lebensart und Aufzug Ehre machen. Die verstorbene Oberamtmänner, Faber, von Nürtingen, und Müller, von Sulz am Nekar, haben sich durch kameralistische Vor-

schläge zu Verbesserung des Commerzes und Nahrungsstandes, zur Abstellung des Gassenbettels, auch durch würkliche Ausführung einiger derselben ausgezeichnete Verdienste um ihre Amtsuntergebene, ja um ihr ganzes Vaterland erworben. Und man rühmt noch auf diese Stunde als etwas sehr nachahmungswürdiges besonders den rühmlichen Eifer des ersten, jeder der ihm untergeordneten Bürger, auf die er alle ein wachsames Auge hatte, wenn er erfuhr, daß er auf unordentlichen, und für sich, seine Familie, und andere, verderblichen Wegen gienge, auf alle mögliche Weise zu retten, und vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, welches ihm auch dergestalt gelungen ist, daß noch sehr viele, die ihm ihre Erhaltung zu danken haben, seine Asche mit Thränen seegnen. Das sind wahre Väter ihrer Bürger; und diese können auch auf den Beyfall der Fürsten, der jeden seiner Diener ganz genau kennt, sicher rechnen. Nicht alle glauben freylich, diesen würdigen Beruf zu haben, und halten es für bequemer, es beym nächsten bewenden zu lassen. Andere fehlen, aus Mißkenntnis ihres Amts, daß sie gar zu pünktlich führen wollen. So war eben

in den Tagen, da ich mich in Stutgardt aufhielt, ein gewisser erst kurz ins Amt gekommener Oberamtmann der Gegenstand oder Gespräche in allen Gesellschaften, in die ich kam, der die Aufsicht über seine Bürger so weit trieb, daß er den Einfall hatte, das Vermögen eines jeden, auch solcher, die im besten Rufe, als gute Haushälter waren, vom Amtswegen durch den Stadtsekretär aufschreiben zu lassen. Die Operation wurde würklich angefangen, und entweder traf es gerade einen, bey dem die Ausführung dieses Unternehmens, als einem Verschwender, anschlug und nothwendig war; oder einen, der die Befehle und Vorkehrungen seines Oberamtmanns für Orakel hielte, denen man sich ohne eine der Gotteslästerung, oder wenigstens dem Laster der beleidigten Majestät ähnliche Sünde zu begehen, nicht widersezen dürfe. Kurz durch den glüklichen und erwünschten Fortgang, seiner genommenen patriotischen Maßregeln aufgemuntert, fuhr er fort, um das wichtige Geschäfte, auf dem er nun, als auf einem sichern Grunde, das grosse Gebäude der Beglükung seiner Amtsuntergebenen aufführen wolte, je bälder, je lieber zu Ende zu bringen. Aber

die Sache gerieth zum Unglük plözlich ins Steken. Ein Bürger, der Einsicht in den Umfang des Amts seines Vorgesezten, und ein gutes Gewissen in Ansehung seiner häuslichen Umstände, hatte, war so kühn, sich diesem allzugeschäftigen Manne zu widersezen, und da er der Gewalt nicht widerstehen konnte, sich an den Landesherrn zu wenden. Der Herzog, der weit entfernt ist, seine Unterthanen den ihm und seinen hohen Collegien nachgesezten Obrigkeiten zur Willkühr und zum Raube zu überlassen, säumte nicht, Gerechtigkeit zu administriren: der allzu geschäftige Oberamtmann wurde zur Verantwortung gezogen, und ihm unter derben Verweisen auferlegt nicht über das Ziel seiner ihm anbefolnen Amtlichen Verrichtungen hinauszugehen, indem er auch ohne selbsterwählte Anordnungen, jede Stunde, um seiner Pflicht getreu zu seyn, etwas nüzliches zu thun vor sich finden würde. So geht es, der eine thut zuviel, der andere, um sich keine Verantwortung zuzuziehen, zu wenig: macht sich lieber vergnügte Tage, hängt sein Amt an andere, und läßt sich doch dafür bezahlen, als ob er der geschäftigste wäre — Ich bin ꝛc.

# Sechster Brief.

Wer Ludwigsburg, die in öffentlichen Schriften die zweyte Residenz des Herzogs, und **dritte** Hauptstadt des Herzogthums genannt wird, gesehen hat, und mit **Stuttgardt** vergleicht, wird sich über die Eifersucht dieser zwo Städte gegen einander nicht wundern, welche von beeden den Landesherrn am meisten reizen könne, sein Hoflager bey ihr aufzuschlagen. Der ersten ist es schon unter zween Regenten gelungen, über ihre Mitbuhlerin zu siegen, und je nachdem sich die Umstände ändern, könnte sich der Fall unter folgenden Regierungen noch öfter zutragen. Die Stadt selbst hat ungezweifelte Vorzüge in Ansehung der Anmuth der Lage, der Regelmäßigkeit der Bauart, der Breite der Strassen, der Schönheit der Gebäude im Ganzen genommen, vor Stuttgardt. Und **Eberhardt Ludwig**, der Erbauer derselben, von dessen Absichten bey dieser Unternehmung die geheime Geschichte, so wie von seinem Schwager, dem Marggrafen von Baden-Durlach, **Carl Wilhelm**, der **Carlsruhe** erbaut hat, vieles zu erzählen weiß, würde

sich sehr verwundern, wenn er wieder aufstehen und sehen sollte, welch einen Zuwachs an Schönheit diese seine Geliebte unter seinem Nachfolger, dem gegenwärtig regierenden Herzog, erhalten hat. Sie liegt eine starke Meile von Stuttgardt, und ein großer Theil dieses Weges ist zu der Zeit, da Ludwigsburg noch der Lieblingssiz des Herzogs war, zu beyden Seiten mit Lindenbäumen besezt worden. Sie hat ungefehr 8000 Einwohner, von denen ein großer Theil sich vom Feldbau nährt, denn das Land um die Stadt herum, und in der Nähe derselben, ist ungemein fruchtbar und mit Gärten, Wiesen, Aekern, Weinbergen recht besäet, und sie haben desto mehr Ursache zu dieser Lebensart, da durch die Entziehung des Hofes ihnen auch die Mittel, ihre Nahrung auf andere Weise zu suchen, entgangen sind. Die Stadt ist an den meisten Orten sehr gut gepflastert, und es ist auch angefangen worden, sie mit einer Mauer zu umgeben, die aber, bis sie fertig ist, große Summen kosten wird, weil der Umkreiß der Stadt nicht so wohl viele Häuser, als sehr viele noch unbebaute Pläze in sich schließt. Der Stifter that alles, sie ansehnlich zu ver-

größern, und wußte sogar viele von den Kanzleybedienten in Stutgardt dahin zu vermögen, daß sie Häuser bauten, da denn ein großer Theil der Collegien der Kanzley dahin verlegt wurde. Da die Stadt im Geschrey war, daß Luft, Wasser und Erde daselbst nicht gesund sey, so gieng dieses nicht ohne große Widersprüche ab: die meisten aber entschlossen sich doch, theils aus Furcht vor der Herzoglichen Ungnade, theils in der Hofnung, sich desto angenehmer zu machen, zu dieser Wanderung. Allein die Herrlichkeit währte nicht lange. Der Herzog starb in wenig Jahren, und der neue Landesherr wollte den Antritt seiner Regierung zum Wohlgefallen der Innwohner von Stutgardt damit auszeichnen, daß er die Sache größtentheils in den alten Stand stellte. Dessen ältester Prinz und Nachfolger, der jezt regierende Herzog, vollendete, was jener angefangen hatte. Doch nach einigen Jahren hatte Ludwigsburg, da Stutgardt die Gnade des Herzogs verscherzt hatte, abermal das Glük, der Siz des Hofes zu seyn. Der Herzog machte sichs zur größten Angelegenheit, diese Stadt zu erweitern und zu verschönern. Er legte eine eigene Strasse an, die er nach

seinem Namen die Carlsstadt nennte: forderte, unter Anbietung großer Vortheile, die Bürger aus allen Gegenden des Landes auf, Häuser daselbst zu bauen. Es gerieth, und die Stadt erhielt dadurch einen ansehnlichen Zuwachs. Allein es fehlte doch an Nahrung. Und da noch die Erbauung von **Grafenek**, von der **Solitude** und von **Hohenheim** dazu und dazwischen kam, so verschwand die Hofnung je länger je mehr, Ludwigsburg in einem recht blühenden Zustande zu sehen, und die Einwohner müssen sich nun an dem, das da ist, begnügen lassen, und auf bessere Zeiten hoffen, die ihnen, bey der unaufhörlichen Abwechslung der menschlichen Dinge nicht abgesprochen sind, und kommen können, wenn man es am wenigsten vermuthet.

In Ludwigsburg ist ein Waisenhaus, ein Zucht- und Arbeitshaus, eine Porcellan- und Bijouterie-Fabrike. Das Waisenhaus ist ein ansehnliches und schönes Gebäude; nur Schade, daß es dem löblichen und menschenfrundlichen Institut an genugsamen Einkünften fehlt, woran ihm das in Stutgardt, das sehr wichtige Zuflüsse hat, weit überlegen ist. Das Zuchthaus ist immer sehr wohl besezt,

und besser, als man in einem so wohl eingerichteten Staate, als das Herzogthum Würtemberg ist, erwarten sollte. Zu dem Waisen- Zucht- und Arbeitshause müssen von allen Orten des ganzen Landes jährlich gewisse Gelder eingesandt werden, z. E. das, was an den Buß- und Betrågen, die alle vier Wochen des Freytags im Herzogthum gehalten werden, von denen, die aus der Kirche gehen, in die vor die Thüren der Kirchen gestellte Beken gelegt wird: von jeder Hochzeit, die gehalten wird, muß ein gewisses abgegeben werden: ein jeder, der ein Amt bekömmt, muß vor dem Antritt desselben ein gewisses dahin bezahlen. In der Tuchmanufaktur werden unter andern auch diejenige Tücher verfertiget, die zu den Kleidungen der Stipendiaten in den vier Klöstern des Landes gebraucht werden; da ein jeder derselben alle Jahre einen Rok, Beinkleider und eine Kutte, alles von schwarzer Farbe, erhält. Es werden aber auch hier etwas feinere, besonders Halbtücher verarbeitet, bey denen man schönen Verschluß hat, und wozu eine bessere Wolle, als man im Lande hat, auswärts gekauft wird. In der sogenannten Bijouterie-

Fabrike, die erst vor ein paar Jahren hier errichtet worden ist, werden allerhand artige Dinge, Ringe, Ohrengehänge, Sakuhren, u. d. gl. in sehr annehmlichen Preisen verfertiget, und man soll Mittel und Wege gefunden haben, vieles davon ins Ausland zu verschließen. Die Porcellanfabrike ist sehr sehenswürdig. Man trift daselbst Arbeiten an, die in Ansehung der Malerey große Vorzüge haben. Nur heißt es, fehle es den Arbeitern noch an gewissen Handgriffen, um es auf einen noch höhern Grad der Schönheit zu bringen. Vielleicht liegt der Fehler an der Erde. Wenn es aber schon von dem Meißnischen Porcellan in manchem Betracht übertroffen wird, so ist es doch immer von der Art, daß Würtemberg Ehre davon hat.

Die Häuser sind seit geraumer Zeit, besonders, seitdem der Hof wieder in Stutgardt ist, im Preis ungemein gefallen; und im ganzen Lande ist ohne Zweifel nirgends wohlfeiler zu leben, als hier. Auf den Strassen sieht man selten einen Menschen. Auch sogar die Miliz, die noch da ist, giebt der Stadt wenige Lebhaftigkeit. Die Stadtkirche ist ein artiges Gebäude, an der ein Superintendent und

zween Diakoni stehen. Vor einigen Jahren sollte auch eine Art von Gymnasium hier errichtet werden. Es wollte sich aber damit nicht schiken. Der Professor, der angestellt ist, hat oft nur einen oder zween Auditores. Uebrigens ist die Schule in gutem Rufe, wie denn eben in dieser Rüksicht, wie ich Ihnen in einem andern Briefe sagen werde, Würtemberg einen grossen Vorzug vor andern Ländern hat.

Das Herzogliche Schloß, das viel tiefer liegt, als die Stadt, ist zuverläßig eines der schönsten Gebäude in Deutschland, und man mag an das in Stutgardt wenden, was man will, so wird es jenem nicht gleich kommen. Zween Italiänische Baumeister, **Retti** und **Frisoni**, haben ihre Kunst daran gezeigt, und alles daran erschöpft, was nur, um es zu einem vortreflichen und bewundernswürdigen Schlosse zu machen, erfordert werden konnte. Man findet in demselben die schönsten Gemälde von den besten Meistern. Hauptsächlich ist die Gemälde-Gallerie zu rühmen, die wenige ihres gleichen hat. Der Garten ist von großer Schönheit. Je genauer ich die ganze Anlage und die Theile des Schlosses betrachtete,

desto mehr verwunderte ich mich, daß es nun so verlassen da stehen sollte. Eine kleine Meile von Ludwigsburg ist auf einem ziemlich hohen Berge die Vestung Asperg; unten aber am Fuße des Berges ein sehr schöner Fleken gleiches Namens. Auf jenem hat der berühmte vor nicht gar langer Zeit verstorbene General-Major **von Rieger**, ein Mann, dessen Schiksaale sehr sonderbar waren, indem er von einer hohen Stufe des Glüks, auf die er als ein Günstling des Herzogs erhoben wurde, plözlich herunter sank, ein langwüriges Gefängnis ausstehen mußte, alsdenn aber doch wieder zu Gnaden kam, und die Commandantenstelle in Asperg, bald darauf auch den Charakter als Generalmajor erhielt, viele schöne Einrichtungen gemacht hat, so daß sich die Vestung gegen vorigen Jahren nicht mehr gleich sieht. Er hat ein kleines Comödienhaus daselbst errichten lassen, bey dem der durch seine schöne Gaben und Wissenschaft in der Dicht- und Tonkunst, aber auch durch seine nicht allzumoralische Lebensart in Schwaben bekannte **M. Schubart**, der ein Gefangener auf der Vestung ist, gute Dienste thut. Das mag ihm eine erwünschte Gelegenheit seyn, sich

seinen Arrest erträglich zu machen, von dem er übrigens, wie man behaupten will, bälder nicht, als nach seinem Tode, befreyet zu werden, Hofnung hat. Hier hat er endlich, da er vorher immer unstät und flüchtig war, eine bleibende Stätte gefunden, zu der ihm der Herzog verholfen hat, der sich, man weiß eigentlich nicht, um was für eines Verbrechens willen, durch einen seiner Beamteten an der Gränze des Landes seiner zu bemächtigen wußte. Wenn alles wahr ist, was man von ihm erzählt, so darf er nicht über die Strenge seines Schiksaals klagen. So ein vortrefli- cher Meister er auf dem Klaviere und der Orgel ist, und selbst auch komponirt; so eine glükliche Anlage und grosse Talente er zur Dichtkunst besizt, wovon er Beweise in seinen Todesgesängen gegeben hat, so zweydeutig sollen seine Grundsäze und seine mit diesen ganz harmonische Lebensart gewesen seyn, ehe er durch seinen Arrest Veranlassung bekam, über sich selbst nachzudenken. In Ludwigsburg war er Direktor und Organiste, gab Unterricht auf dem Klaviere, und hielt sogar auch Officieren in den schönen, in den histori- schen und philosophischen Wissenschaften Vor-

lesungen, in denen er aber auf gut Glük manches debitirte, das nicht Stich hielt, und gelegenheitlich mit unter Lehrsäze einfließen ließ, die für Religion, Tugend und gute Sitten gefährlich waren. Sein Wandel war nicht der unanstößigste, besonders in einem gewissen Punkt; am meisten aber machte er sich mit seiner losen Zunge jedermann fürchterlich. Seines Bleibens war nun nicht mehr in Ludwigsburg. Er wandte sich also nach Ulm, und schrieb daselbst die **deutsche Chronik**, eine Zeitung, die sehr vielen Beyfall gefunden hat. Und von Ulm aus wurde er dem Herzog von Würtemberg in die Hände gespielt, der ihn nun sehr wohl aufgehoben, und ihm genugsame Frist verschaft hat, nüchtern zu werden. Man kann diesen Mann nicht sehen, wenn man weiß, wie viel er bey weiserem Gebrauch seiner treflichen Gaben leisten könnte, ohne wahres Mitleiden mit ihm zu haben, nicht deswegen, weil er seiner Freyheit beraubt ist: wenn er sie zu gebrauchen gewußt hätte, so würde er in diesen großen Verfall nicht gerathen seyn — sondern weil er das gemeine Wesen um einen Mann gebracht hat, der ihm bey einer regelmäßigern Aufführung hätte un-

gemein nüzlich werden können. Der Herzog hat seine Frau und Kinder versorgt, so, daß sie nun weit glüklicher sind, als da sie noch Ehegatten und Vater hatten.

Die Gegend um **Asperg** ist auch eine von denen, die sehr guten Weinwachs hat. Da ich **Ihnen** oben von dem Weinbau im Würtembergischen schriebe, so vergaß ich das als einen Beweis der Güte der Nekarweine anzuführen, daß ehemal manche Fässer davon an den Beichtvater Kaiser **Ferdinands** II. den P. **Lamormain**, von Würtemberg aus zum Präsent gemacht worden sind, und daß man große Ehre damit eingelegt hat. In Wien versteht man gewiß, was gute Weine sind, da nicht nur Oesterreich selber zeuget, sondern die Ungarische Weine dort gut zu haben sind. Eine kleine halbe Meile von **Asperg** liegt das Städtchen **Gröningen**, das an und vor sich, ausser seiner anmuthigen Lage und Fruchtbarkeit nicht viel bedeutet, aber der Schäferzunft im Lande desto wichtiger ist, die alle Jahre nach der Ernde daselbst sich versammelt, und eine Feyerlichkeit anstellt, bey der es nie an Zuschauern, die aus allen Eken herbeyeilen, fehlet. Die Schäfer halten einen

Tanz in dem Schloßhofe, oder dem Hofe des Beamteten. Ein Frauenzimmer aber, das nicht Lust hat, mitzutanzen, solle sich ja dabey nicht bliken lassen. Denn wenn einer von den anwesenden Schäfern Lust hätte, sie zu einer Parthie aufzufordern, so dürfte sie es, ohne sich großen Unannehmlichkeiten auszusezen, nicht abschlagen. Wollen Sie genauere Nachrichten von dieser Feyerlichkeit haben, so lesen Sie den kleinen Roman: **Hartmann, eine Klostergeschichte**, und Sie werden reichlich befriediget werden. Mir werden Sie wohl die Güte haben, es nicht zuzumuthen, Ihnen alles bis auf das geringste zu beschreiben. Ich wollte von **Ludwigsburg** nach **Vaihingen an der Enz**, einer artigen Landstadt reisen. Der Weg führte mich über **Gröningen**, und das Schiksal wollte, daß ich ein Augenzeuge von dem Gewühle in diesem Städtchen seyn mußte, wobey ich mich doch nicht genug verwundern konnte, Leute anzutreffen, deren Stande ich eine bessere Gedenkungsart, als an solchen kleinstädtischen Dingen eine Freude zu haben, zugetraut hätte. **Vaihingen** hatte wenige Tage vorher, ehe ich daselbst ankam, das Unglük gehabt, eine sehr gefährliche

Feuersbrunst zu sehen, die nun in keinen zwey vollen Jahren die vierte in diesem Lande ist. Die Würtemberger sind in desto grösserer Verlegenheit über diese gehäufte Unglüksfälle, da die Abgaben der Einwohner an die Brandassecurationscasse, die vor zehen oder zwölf Jahren errichtet worden ist, zu häufig vorkommen, und also dem Publico sehr zur Last fallen müssen. Vor zwey Jahren wurde **Göppingen**, eine der besten Würtenbergischen Landstädte, durch einen Feuerstral in wenig Stunden bis auf wenige Häuser in die Asche gelegt. Der Schade wurde an Häusern, die Meublen ausgenommen, auf 400 — 500000 fl. geschäzt. Gerade ein halb Jahr darnach kam durch Achtlosigkeit in **Neuenburg**, einem an den Gränzen von Marggrafthum Baden gelegenen Städtchen, Feuer aus, das gegen siebenzig Gebäude verzehrte. Nicht gar lange nach diesem brannte beynahe ein ganzer ansehnlicher Marktfleken, eine Meile von Tübingen, **Gükstein** ab: und nun kommt dieser Schade in **Vaihingen** dazu. Man hat mich versichert, daß dieses alles zusammen wohl mehr, als acht Tonnen Goldes ausmachen könne, die die Besizer eigener Häuser, und

die landesherrliche Cassen, weil auch diese, um der herrschaftlichen Gebäude willen, zu dieser Anstalt etwas beyzutragen haben, bezalen müssen. Die Einrichtung ist, um es Ihnen so kurz als möglich zu sagen, diese: Die Brandversicherungscasse, wenn man sie anders so nennen will, hat keine beständige Baarschaft, sondern sie existirt gleichsam nur, so oft ein Fall existirt, daß man ihrer bedarf. Alle Häuser der Einwohner, die herrschaftliche und öffentliche Gebäude, die den Gemeinen zugehören, die Kirchen ausgenommen, sind nach ihrem wahren Werthe geschäzt. Im Anfang hienge es von dem Besizer ab, sie nach eigenem Belieben zu taxiren. Allein, da man merkte, daß Eigennuz und Vortheilhaftigkeit sich gerne darein mischten, und der eine Bürger sein Haus zu geringe anschlug, um bey einem vorkommenden Brand einem andern nicht so viel bezalen zu dürfen; oder zu hoch, um wenn sein Haus im Rauch aufgienge, eine desto größere, und den wahren Werth seines abgebrannten Hauses übersteigende Summe von andern zu beziehen; so ist die Verfügung getroffen worden, um allen Unlauterkeiten vorzubeugen, daß der Anschlag der Häuser

von den Ortsobrigkeiten gemacht werden muß, die dazu angewiesen sind, daß sie hierin pflichtmäßig und nach bessern Wissen und Gewissen verfahren sollen. Brennt nun z. E. ein Gebäude ab, das auf 3000 Rthlr. geschäzt ist, so werden dem Eigenthümer diese 3000 Rthlr. bezahlt, die auf alle Einwohner des ganzen Landes, überhaupt auf alle diejenige deren Gebäude versichert sind, und zwar so umgelegt werden, daß jeder ein gewisses von hundert Rthlrn, je nachdem sein Haus einen höhern oder geringern Werth hat, bezalen muß. So tragen die landesherrliche Cassen, z. E. bey der Rentcammer, bey der geistlichen Cammer, die Cassen der Gemeinden, auch das ihre dazu bey, weil, wenn Gebäude, die diesen zugehören, Wohnungen des Beamteten, der Geistlichen, der Orts Vorsteher, abbrennen, abermal die Bürger das ihrige zu Wiederaufbauung dieser concurriren müssen. Die Anstalt ist vortreflich, und die Hülfe, die den Unglüklichen auf diese Weise wiederfährt, erwünscht und preiswürdig. Aber, da dergleichen Gelder nur eingezogen werden, wenn würklich Feuersbrünnste vorkommen, und, wie ich Ihnen bereits gemeldet habe, keine

beständige, mit Baarschaften versehene Casse hierzu vorhanden ist; so ist leicht zu erachten, wie drükend diese Abgabe für die Contribuenten seyn müsse, die nun auf einmal bezalen sollen, was sie natürlicher Weise in zehen bis zwölf Jahren, ohne Beschwernis hätten abtragen dürfen, weil es nach und nach geschehen wäre. Man hätte Ursache, es um des gemeinen Besten willen sehr zu bedauren, wenn dieses auf die Berathung derer, die von einem solchen Unglüke betroffen werden, abgesehene Institut scheitern sollte. Der Pöbel solle freylich, eben um der gehäuften Beyträge willen, die ihm abgefordert werden, sehr aufgebracht seyn. Die Obrigkeit wird aber hoffentlich ins Mittel zu treten, und solche Verfügungen zu machen wissen, daß die heilsame Anstalt eher recht feste gegründet und aufrecht erhalten, als unterbrochen oder gar zerstöret werde. Die Besorgnis, die einige der Landes Einwohner, so wie auch Auswärtige, haben, daß durch diese Assecuration der Eifer im Löschen des Feuers geschwächt, und nur auf die Rettung der Meublen, weil diese keine Vergütung erhalten, gesehen werden möchte, gehet, dünkt mich, etwas zu weit. Wenn

die Feuerlöschungsanstalten, die an und für sich sehr gut sind, von den Vorstehern so, wie es seyn soll, vollzogen werden, — und daß das geschehe, dies hangt ja nur von dem Landesherrn ab, der nicht nur befehlen, sondern auch seinen Befehlen durch scharfe Strafen im Uebertretungsfall Nachdruk geben kann, — so ist man auf dieser Seite gesichert. Bey allen, auch den besten Anstalten, giebt es Einwürfe und Schwierigkeiten. Wollte man auf diese zu viel achten, so würde manches unterbleiben müssen, das von unläugbar grossem Einfluß auf das gemeine Beste ist. Genaue Wachsamkeit, und, so viel in menschlichen Kräften steht, sorgfältige Verhütung der Feuersgefahr, steht freylich auch hier oben an: und hieher möchte ich wohl auch die Wetterableiter rechnen, die doch nach und nach mehr Beyfall finden, je mehr sich das Vorurtheil verliert, daß es etwas sündliches seye, weil man dadurch der Vorsehung gleichsam die Hände binden wolle. Es ist in gewisser Masse damit, wie mit der Einpfropfung der Poken. Manche werden sich wohl nicht wollen belehren lassen, wie es auch hierinn geschehen ist. Was liegt aber daran? Man lasse sie murren und

schreyen, und thue, was gesunde Vernunft und zuverläßige Erfahrung anrathen. Die Brandversicherungsanstalt fand im Anfang auch Widerspruch. Man ließe sich solchen aber nicht irren. Daß sie bey vernünftigen Leuten Widerspruch solle gefunden haben, glaube ich nicht: und der Reisende, der im Ausland versichert hat, daß, da die Sache bey den Landständen des Herzogthums Würtemberg in Ueberlegung genommen worden sey, ein Prälat aus diesem Grunde sich der Errichtung dieser Anstalt widersezt habe, weil ja sonst der liebe Gott nicht mehr strafen könne, wollte entweder denen, denen er dies aufheftete, etwas zu lachen geben; oder er hat die Einwendung mißverstanden. Wenn die Sache an sich ihre Richtigkeit haben sollte, welches aber noch nicht erwiesen ist, so war der Sinn dieser verneinenden Stimme ohne Zweifel kein anderer, als dieser: Der Prälat hatte gewisse Gründe wieder die Brandversicherung, die er offenherzig zu sagen, eben nicht für rathsam hielt. Da man ihm die Wohlthätigkeit des Instituts entgegen sezte, so wendete er ein, daß wenn es auch durchgesezt werden sollte, man doch der göttlichen Strafge-

rechtigkeit nicht überall würde entgehen können. Klingt nun diese Erklärung, in ihrem ganzen und wahren Zusammenhange noch abgeschmakt und so, daß man daraus den Erweiß herleiten dürfte: es seye ein Unglük für eine Provinz, worinn die Landstände auch etwas zu sagen haben, und wo also die Regierungsform aristokratisch seyn; noch mehr aber wo auch Geistliche Theil an dieser Regierung haben?

Es wurde mir in Stutgardt erzählt, daß, nachdem die Brandversicherungsanstalt zu Stande gekommen, Vorschläge geschehen seyen, ähnliche Anstalten bey Wetterschlag, Ueberschwemmungen, Erfrieren der Weinberge, u. d. gl. vorzukehren. Die Schwierigkeiten seyen aber bey genauerer Untersuchung so groß befunden worden, daß man nun nicht weiter daran denke. Dies ist auch sehr begreiflich. Es ist mit den Grundstüken, nicht, wie mit den Häusern. Der Werth dieser bleibt immer festgesezt, da hingegen Aeker, Wiesen, Weinberge nicht alle Jahre im Ertrag gleich sind. Dieser müßte also jedes Jahr aufs neue berechnet werden, und, anderer Bedenklichkeiten nicht zu gedenken, welche

grosse Kosten, dies verursachen würde, läs-
set sich leicht erachten. Ich weiß nicht, ob
Würtemberg seinem grossen und würdigen
Landsmanne, dem Herrn Etats Rath Mo-
ser, den Vorschlag der Brandassecuration zu
danken hat; aber dis ist zuverläßig, daß er
den vortreflichen Gedanken gehabt hat, eine
allgemeine Wittwen- und Waisencasse zu er-
richten, durch die bey nicht sehr hohen Bey-
trägen, die Männer und Väter jährlich zu be-
zalen hätten, für ihre Wittwen und Waisen
nach jener Tode, wo nicht möglich — wenn
die Beyträge, nicht groß sind, so kann man
auch keine grosse Abgaben erwarten — doch
in etwas gesorgt würde. Die Wittwen der
Geistlichen des Herzogthums haben eine solche
Casse, die vor etwa hundert Jahren ihren An-
fang genommen hat. Zur Nachahmung die-
ser brachte man in Vorschlag, eine ähnliche
für die Wittwen der weltlichen Beamten zu
veranstalten, die es eben so sehr bedürfen,
als die der Geistlichen. Sie wurde aber, da
sie zu Stande kam, noch allgemeiner, und so,
daß nun jeder Einwohner, vom höchsten bis
zum niedrigsten ein Mitglied derselben werden
kann, wie denn den je und je gedrukten Ver-

zeichnissen zu Folge, Geheimeräthe und Generalspersonen, aber auch Handwerker Antheil daran haben. Es sind verschiedene Klassen nach dem Alter derer, die in die Gesellschaft eintreten. Wer über 61. Jahre alt ist, wird nicht angenommen. Bey dem Eintritt muß er einen Taufschein und ein medicinisches Zeugnis beybringen, daß er gesund sey. Da es einstens geschah, daß ein Medicus einem sehr kränklichen Manne, der kurz, nachdem er sich in die Gesellschaft begeben hatte, mit Tod abgieng, ein Zeugniß ausgestellt hatte, daß er einer vollkommenen Gesundheit geniesse, so ist höherer Orten verfügt worden, daß solche nun von den Stabsbeamteten und den Superintendenten unterschrieben werden müssen, wodurch sie erst die rechte Gültigkeit erhalten. Die Wittib, und nach deren Tode die Kinder, bis sie 18. Jahre zurük gelegt haben, bekommen nach dem Hintritt des Ehegatten oder Vaters jedes Jahr zwanzig Rthlr. oder, wenn sie die jährliche Einlage doppelt oder dreyfach bezahlen, vierzig bis sechzig Rthlr. Jene ist dieser Abgabe vollkommen angemessen. Wer zwanzig Jahre alt ist, bezalt einen oder wenn die Seinige vierzig bis sechzig Rthlr. bekommen sollen, zwei bis drei Rthlr. die von sie-

ben und dreißig Jahren zwei bis vier Rthlr. die von fünf und funfzig Jahren sechs Rthlr. oder dieses doppelt und dreifach. Wer sechzig Jahre alt ist, zwanzig Rthlr.

Sie sehen aus dem, **mein Liebster**, was ich **Ihnen** hier in der Kürze schreibe, daß die Anstalt sehr einfach ist. Die jährliche Abgabe muß schlechterdings innerhalb des Jenners an den hiezu besonders aufgestellten Cassier, der ein Rath der herzoglichen geistlichen Cammer ist, eingesendet werden: den ersten Hornung wird das Geld schon nicht mehr angenommen, und man hört auf, ein Mitglied der Gesellschaft zu seyn. Diese Genauigkeit, oder Strenge, wenn man es so nennen will, ist heilsam. Sie kann unordentliche und achtlose Leute zur Aufmerksamkeit gewöhnen. Sie ist aber, um im Stande zu seyn, den Wittwen und Waisen ihre Gebühr abtragen zu können, höchst nothwendig. Ich gestehe, daß, da diese Anstalt im Würtembergischen so gut von statten geht, wie sich denn die Zahl der Liebhaber alle Jahre noch vermehrt, wie es in der That ein Räthsel ist, warum man in öffentlichen Schriften die Möglichkeit solcher Institute in Zweifel ziehen kann, und sich mit mühsamen

und immer mißlichen und höchst unzuverläßigen Berechnungen der Sterblichkeit abgeben mag. Diese leztern fallen hier gänzlich weg. Schon manche Wittwe, für die dreyßig bis funfzig Reichsthaler zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Unterhalt von nicht geringem Belange sind, hat dem Erfinder dieser so wohlthätigen Anstalt mit Thränen gedankt. Wollte man sich daran stoßen, daß manche bey langem Leben beträchtliche Summen von 100 Rthlrn. und darüber beytragen müssen, so dürfen sich diese ja nur mit dem Gedanken beruhigen, daß sie auf diesem Wege manche Wittwen und Waisen unterstüzen helfen; und daß sie ja glüklicher bey dieser Abgabe sind, als wenn sie durch einen frühzeitigen Tod ihre Gattinnen zu Wittwen und ihre Kinder zu Waisen machten. Ich habe mir sagen lassen, daß einige Männer sogar nach dem Tode ihrer Ehegattinnen mit der jährlichen Einlage in diese Societätscasse noch fortgefahren haben, wenn sie auch nicht einmal Kinder hatten. Eine desto rühmlichere Handlung, da sie ganz uneigennüzig ist, und nur darauf geht, auch in ihrem Theil ein so gemeinnüziges Institut aufrecht zu erhalten. Die Gesellschaft ist, wie ich aus

den bemeldeten Verzeichnisse gesehen, zwar sehr zahlreich: doch verwunderte ich mich, daß sie nicht noch größer ist. Mißtrauen in die Dauer derselben mag wohl nicht die Ursache seyn, da es Wittwen und Waisen genug bezeugen können, daß pflichtmäßige Ordnung gehalten werde. Aber einige soll ein übelverstandener Stolz abhalten, weil sie nicht dafür angesehen seyn wollen, daß ihre Frauen und Kinder dergleichen Beyträge bedürfen. Vielleicht wollen sie sich dieses auch noch eher nachsagen lassen, als die wahre Ursache bekennen, die ohne Zweifel, wenigstens bey einigen — Sparsamkeit ist. Ich bin ꝛc.

## Siebenter Brief.

Bey wenigen Städten in **Schwaben** habe ich die Lage so anmuthig und reizend gefunden, als bey **Tübingen**, wohin ich von **Stutgardt** aus in Gesellschaft eines Studierenden aus dem Nassauischen, der eben die Universität beziehen wollte, gegangen bin. Die Stadt liegt zwischen drey der angenehmsten und fruchtbarsten Thäler, hart am Nekar. Es

sind sehr viele Weinberge in der Gegend, von denen aber die Einwohner selbst bekennen, daß die Rebstöke in denselben nicht zu den besten des Landes gehören. Die Stadt selbst ist nicht groß, aber weit volkreicher, als ihr Umfang vermuthen läßt: und die Stassen und Gebäude, die man darinn erblikt, tragen den Beweis des Alterthums und der Verschonung von Feuer an der Stirne. Ich habe viel geringere Städtchen in Schwaben und im Herzogthum Würtemberg gesehen, die weit besser gebaut sind, als **Tübingen.** Die Stadt hat der Universität, die eine der ältesten in ganz Deutschland ist, ihren ganzen Werth und Vorzug zu danken; und um jene sehr herabzusezen, dürfte nur der Regent sich in den Sinn kommen lassen, diese anderswohin zu verlegen. In der Revier, in der die Universitätsgebäude sind, nahe bey der Stadtkirche, einem alten und finstern Gotteshause, sieht sie noch am erträglichsten aus. Diese Schönheit aber ist etwas noch ganz neues, und ihr aus Gelegenheit der großen Feyerlichkeit des dreyhundertjährigen Jubelfestes, das vor wenigen Jahren gehalten wurde, mitgetheilet worden. Das Universitätsgebäude, in welchem, in den obern

Zimmern sich der akademische Senat versammlet, weiter unten die Disputationen, Promotionen und öffentliche Reden gehalten werden, ganz unten aber sich die Bibliothek befindet, fällt sehr gut in die Augen, hat aber diese Verschönerung von aussen und die bessere Einrichtung von innen erst in jenem Zeitpunkt erhalten, da man um der vielen Fremden willen, die man bey der Jubelfeyer zu sehen hoffte, vorzüglich aber wegen der Anwesenheit des Herzogs, der sich mit einem ansehnlichen Hofstaat einstellte, auch diesfalls für die Ehre der Universität zu sorgen sich genöthiget fand.

Die Professoren, deren in allen vier Facultäten, ohne die ausserordentliche, siebzehn sind, stehen hier sehr gut, wenn sie sich auch mit Collegien nicht überhäufen, wozu sie an andern Orten, um nur leben zu können, gewiß nicht immer zum Vortheil der Wissenschaften und des Studirenden, gezwungen sind. Die Universität ist reichlich dotirt, und sie haben diese ihnen zum Fond angewiesene Güter selbst in der Verwaltung, so, daß sie also hierinn ganz vom Hofe unabhängig sind: ein Vorzug, dessen sich wenige hohe Schulen in Deutschland rühmen können. Eben aus

jener Quelle leiten auch einige den Umstand her, daß unter diesen Männern, die übrigens überall in verdientem Ruhme stehen, die Schreibseeligkeit keine herrschende Leidenschaft ist, so wenig sie es von Zeit zu Zeit an gelehrten und nüzlichen Schriften fehlen lassen, weil bey ihnen die Ursache wegfällt, die die Federn anderer so oft in Bewegung sezt, und der die gelehrte Welt sehr oft Bücher zu danken hat, derer sie ganz bequem und ohne allem Nachtheil entbehren könnte. Desto mehr Zeit und wahren Fleiß wenden sie auf ihre Vorlesungen; und, ich denke, diß ist der Absicht, warum sie da sind und ihren Gehalt genießen, weit gemäßer, auch ihren Zuhörern weit vortheilhafter, als wenn sie, um bloß von den Verlegern große honoraria zu ziehen, mit Hintansezung ihres eigentlichen Berufs, sich mit Bücherschreiben abgeben wollten.

Die Bibliothek wird von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrt; und es ist, um solche auch den Studirenden zugänglicher und brauchbarer zu machen, nun auch ein Subbibliothekar angestellt, da derjenige Professor, der Oberbibliothekar ist, nicht so viele Muße hat, sich, wie es nöthig wäre, damit abzugeben. Man

behauptet, daß sie durch den großen Büchervorrath des ehemaligen Canzlers Pfaffen, der in seinen alten Tagen, nachdem er dieses Amt in Tübingen 36 Jahre bekleidet hatte, erst noch nach Gießen gieng, einen feinen Zuwachs hätte erhalten sollen. Er wäre ihr allerdings zu gönnen gewesen; doch, da die Hofnung, wenn es anders nicht eine leere Sage war, am Ende fehlschlug, so war der Verlust auch nicht sehr beträchtlich. Ich habe den Catalog davon in Frankfurt zu Gesichte bekommen, und verwunderte mich, daß er, da D. Pfaff einen sehr großen Reichthum besaß, keine Kinder hatte, noch überdiß, wie man erzählt, sehr sparsam gelebt hat, auch von seiner Bibliothek bey seinen Lebzeiten viel Rühmens war, vieles nicht enthielt, das man in der Sammlung eines Theologen von diesem Range billig erwarten konnte. In einem Landstädtchen des Herzogthums Würtemberg, in welchem er auf seiner Reise nach Gießen übernachtete, wird der Umstand noch als eine wichtige, einem so großen und reichen Mann betreffende Anekdote, aufbewahrt, daß er in dem Gasthofe acht Groschen verzehrt habe.—

Die Universität hat nicht so viele Studirende, als Halle, Göttingen und Leipzig; aber doch gewiß mehrere, als einige andere in Deutschland, denen in der bekannten unterhaltenden Schrift: **Räsonnement über die protestantische Universitäten in Deutschland** ein sanfter Tod gewünscht wird. Daß die Stiftung von **Halle, Göttingen** und **Erlangen**, gewiß aber am meisten, von **Göttingen** der Celebrität von **Tübingen** geschadet habe, ist wohl zu begreifen: doch hat sie bey ihrer Verfassung, von allen Seiten betrachtet, diesen Abgang der Studirenden, die sich nun auf eine von jenen zu begeben pflegen, nicht sehr empfinden könne. Und doch zählt sie immer auch noch gelehrte Mitbürger aus solchen Gegenden, die Göttingen viel näher sind, als Tübingen, das sie entweder ihren berühmten Lehrern, oder auch der wohlfeileren Lebensart, oder beydem zugleich, zu danken haben mag: wiewohl lezteres doch von einigen nicht sehr gerühmt, sondern unter andern Jena Tübingen hierinn noch vorgezogen wird. Die Lehrstüle werden gemeiniglich mit lauter Landeskindern besezt. Nur einige wenige haben in vielen Jahren Ausnahmen von dieser Regel ge-

macht. Aber von Lehrern, die auf andern hohen Schulen gestanden, keine Würtemberger gewesen, und hieher berufen worden wären, hat man kein Beyspiel, so wie auch davon nicht, daß hiesige Professoren auf andere Universitäten gegangen wären; D. Förtsch, der nach Jena gieng, war ein Ausländer: Und die Laune des Canzler Pfaffs, der, nachdem er vierzig Jahre auf der hohen Schule seines Vaterlandes gestanden, und das Glük gehabt hatte, in den Jahren, in denen andern kaum eine Professorsstelle anvertraut zu werden pflegt, zu der Würde eines Kanzlers erhoben zu werden, die in Tübingen überdies noch von grösserer Bedeutung ist, als auf andern Universitäten, doch Würtemberg verlassen konnte, wird wohl ohne Beyspiel bleiben. Sogar haben Tübingische Professoren schon den ehrenvollen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen. Die vier Professoren, die gegenwärtig aus Würtemberg in Göttingen stehen, bekleideten dieses Amt in Tübingen nicht, den einzigen Gmelin ausgenommen, der aber nur ausserordentlicher Professor hier war. Tübingen darf sich beydes allerdings zur Ehre rechnen. Jenes, weil es immer ein Beweis ist, daß es

dem Herzogthum niemal an Männern fehlt, mit denen ihre hohe Schule so gut, als mit auswärtigen, berathen werden kann: und dieses, weil diejenige, die einen Ruf ins Ausland angenommen haben, mit solchem Ruhme stehen; daß man sie, wenn das Vaterland sein Recht an sie geltend machen wollte, nur ungern entlassen würde. Diesen glüklichen Ueberfluß hat Würtemberg ohne Zweifel den guten Anstalten zum Unterrichte der Jugend von den niedern Schulen an zu danken, die man, auch nichts von dem Gymnasium in Stutgardt, den vier Klöstern und dem theologischen Stifte in Tübingen zu gedenken, in andern Ländern nicht in dieser Menge und von dieser Güte antrift. In allen, auch sehr kleinen Landstädten, sind wohl eingerichtete lateinische Schulen, an denen meistens zween, in grösseren Städten aber auch drey bis vier Lehrer stehen. Auf diese wird nicht nur von dem Consistorium, das alle Jahre durch einen Professor aus der philosophischen Facultät in Tübingen, und durch den Rektor des Gymnasiums in Stutgardt, der der erste Professor ist, ihren Zustand untersuchen läßt, sondern auch von den geistlichen und weltlichen Vor-

stehern der Städte selbst, die alle Jahre zweymal, im Frühling und Herbste diese Schulen untersuchen, sehr genau gesehen. Viele unter denselben sind so gut bestellt, daß sie recht wohl zubereitete junge Leute der Universität überliefern können. Das Consistorium macht sich auch seit einigen Jahren besonders eine eigene rühmliche Angelegenheit daraus, den Zustand derselben durch sorgfältige Wahl tüchtiger Lehrer, durch Verordnung besserer Methoden und Einführung nüzlicher Bücher, je länger, je mehr zu verbessern. Nur scheint die höchst unvernünftige und unbillige Verachtung, in der auch in diesem Lande, wie in andern, die Vorsteher der Schulen, sogar bey solchen, von denen man richtigere Einsichten erwarten könnte, stehen, noch eine Hindernis zu seyn, daß es nicht noch besser ist. Man findet eben aus dieser Ursache nicht immer Männer, die die Verläugnung äusserer Vorzüge in so hohem Grande besizen, daß sie sich gern zu einer Lebensart entschlößen, bey der Geringschäzung und Armuth ihr Antheil ist. Wenige, die ausgenommen, die etwa in Schulen der besten und größten Städte des Landes lehren, stehen so gut, als sie auf einer sehr

mittelmäßigen oder gar vielleicht schlechten Pfarre stehen würden. Dies und die wenige Ehre, die sie genießen, macht, daß sie nicht lange in der Schule ausharren wollen, sondern sich zum Predigtamte drängen, und sich glüklich schäzen, wenn sie erhört werden; so wenig sie auch in diesem Fall, wenn man sie nicht recht gut bedenkt, eine ihrer Bedürfnis recht angemessene Veränderung treffen. Die Schulen würden unfehlbar dabey am meisten gewinnen, wenn der Fall umgekehrt wäre, und es eine Beförderung heissen könnte, von der Kanzel auf den Schulkatheder verpflanzt zu werden. Doch der frommen Wünsche ist kein Ende, und unter diese Klasse mag auch dieser gehören, bis günstigere Zeitpunkte eintreten.

In **Nürtingen**, einem sehr artigen Landstädtchen, ist vor wenig Monathen auch, nach dem Plan der in **Berlin**, so viel es sich thun liesse, eine **Realschule**, hauptsächlich auf Angeben des Superintendenten **Klemm** daselbst, der eine Freude an der Erziehung und Bildung der Jugend hat, angelegt worden. Da sie noch in ihrer Wiege ist, so läßt sich gegenwärtig nicht viel davon sagen. Man

verspricht sich vieles nüzliches davon, da sie nicht nur unter der Direction eines Mannes steht, dem es weder an Einsicht, noch an Betriebsamkeit fehlt; sondern da sie auch, in Absicht des dazu nöthigen Geldverlags, keine Unterstüzung hat, ohne die freylich die besten Absichten und die schönsten Einrichtungen fruchtlos sind.

In **Tübingen** verdient vorzüglich das **theologische Stift** die Aufmerksamkeit eines Reisenden, da man auswärts dergleichen nicht findet, und diese Anstalt in der langen Zeit, da sie bestehet, nicht nur dem Herzogthum, sondern auch andern Ländern eine schöne Anzahl brauchbarer Männer, und zwar nicht nur im geistlichen, sondern auch in andern Ständen gegeben hat. Man weiß Generalspersonen, Minister, Gesandte, geheime Räthe, Leibärzte, aufzuzählen, die es in ihrem ganzen Leben rühmten, in diesem Hause erzogen worden zu seyn, wenn sie auch schon von ihrer ersten Bestimmung zum Kirchendienste abgegangen sind. Das Gebäude selbst, worinn die Studirende die man zum Unterschied der andern, die sich auf ihre eigene Kosten auf der Universität aufhalten, Stipendiaten nennt, wohnen, und

das vor der Reformation ein Augustinerkloster war, hat gar wenige äusserliche, und für die, die nur das für wichtig halten, was in die Augen fällt, anziehende Vorzüge. Es ist alt, rauchigt, finster und nicht bequem gebaut; auch so eng, daß die Studirende sich oft auf einem Zimmer, hauptsächlich des Winters, bey zwanzig aufhalten müßen. Von Zeit zu Zeit wird zwar darinn gebaut: aber dem Hauptmangel läßt sich so bald und so leicht nicht abhelfen, und man muß sich damit trösten, daß, da man sich an der bisherigen Einrichtung schon so viele Jahre begnügt habe, es auch in Zukunft seyn könne. Die Stipendiaten stehen unter der Aufsicht zweyer Professoren der Theologie, und eines Professors der Philosophie, welche alle nahe bey dem Stifte wohnen, und wovon allemal zween bey dem Essen der Stipendiaten zugegen sind, um durch ihre Anwesenheit Ordnung zu erhalten, Befehle zu ertheilen, oder überhaupt diß und jenes nöthige zu verfügen. Bey jeder Malzeit die in drey Gerichten, unter denen allemal Fleisch ist, besteht, und wobey den älteren, das ist, den Magistern der Philosophie, eine halbe Kanne Wein, den Jüngern aber,

die erst aus den Klöstern in das Stipendium gekommen sind, nur die Helfte gegeben wird, wird von einem aus der lezten Ordnung das Gebet gesprochen; alsdenn von einem aus einer höhern Klasse ein Stük aus der Bibel, nach der Ordnung, und denn eine Stelle aus den symbolischen Büchern der Evangelisch Lutherischen Kirche, auch nach der Ordnung vorgelesen: Worauf einer von den Magistern die Kanzel besteigt und eine Predigt hält, über die ihm, wenn das Essen vorbey ist, von den Vorstehern mündlich die Kritik ertheilt wird. Es wird sehr darauf gehalten, daß sie die Vorlesungen der Professoren ohne Abbruch besuchen: und die Versaumnisse werden bestraft. Ausser den Stunden, die ihnen, nach jedem Essen zwo, zu ihrer Erholung vergönnt sind; und ausser den Vorlesungen, sind sie verbunden, die Zeit nirgend anders, als in dem Stifte zuzubringen. Sie dürfen ohne Vorwissen und Erlaubnis der Vorsteher nicht über Nacht ausser dem Kloster seyn, nicht verreisen, und sich überhaupt keiner derjenigen Freyheiten bedienen, in deren Genuß sonst freylich manche Jünglinge das ganze Glük des akademischen Lebens sezen: welches nun zwar

einem grossen Theile sehr beschwerlich vorkömmt, aber doch, wenn man auf den Grund der Sache sieht, nicht unbillig ist, da der Landesherr, der sie auf Kosten der geistlichen Kammer unterhält, und sie dereinst in seine Dienste bey der Kirche seines Landes nehmen will, befugt seyn muß, solche Anstalten vorzukehren, bey denen die Absicht, brauchbare und tüchtige Männer zu erziehen, und die Unkosten nicht umsonst an sie zu verwenden, am besten erreicht werden kann. Ausser den Vorlesungen der Professoren der Theologie, werden alle Wochen theologische Prüfungen in Gegenwart der Vorsteher des Stifts durch die Repetenten angestellt. Dieser Name zeigt hier etwas anders an, als in Göttingen. Sie sind Subalternvorsteher des Stifts, die gleichsam, als die erste Instanz, da sie auch im Kloster wohnen, über die Sitten der Stipendiaten zu wachen, und von bedeutenden Vorfällen den obern Vorstehern Nachricht zu geben haben. Sie haben mit den Studirenden der zwo jüngsten Klassen, die noch nicht Magistri der Philosophie sind, Wiederholungen der philosophischen Vorlesungen der Professoren anzustellen: alle Vierteljahre Prü-

fungen mit diesen vorzunehmen, und auch die Zeugnisse, die den Stipendiaten alle Vierteljahre an das Consistorium gegeben werden, zu verfertigen. Dafür genießen sie einige Vorzüge vor den andern Stipendiaten, in Absicht auf weit geringere Einschränkung der Freyheit; auch in Ansehung des Essens; und es geschieht ihnen auch die Zusage, daß sie zu seiner Zeit vor den übrigen mit bessern Bedienungen sollen versehen werden. Zu dem Studium der Theologie sind drey Jahre bestimmt; nach deren Verfluß eine ganze Klasse, die aus 25 — 30 bestehen kann, nach Stutgardt vor das Consistorium gefordert wird, um sich daselbst einer ernstlichen Prüfung ihrer Gaben und Gelehrsamkeit zu unterwerfen. — Sie müssen über einen, ihnen nur kurze aber doch zureichende Zeit vorher, gegebenen Text in der Kirche predigen; worauf in der Consistorialstube eine Unterredung mit ihnen angestellt, und von ihrer wohl oder übel auf der Universität angewandten Zeit Kundschaft eingezogen wird. Sie erhalten nach diesem Erlaubnis, bey den Geistlichen des Landes, deren keiner, ohne vorhergegangene Vergünstigung des Consistoriums, wenn er ihn schon selbst bezahlen muß, einen

solchen Gehülfen annehmen darf, in der Kirche Dienste zu thun. Einige gehen auch ausser Lande, als Hofmeister oder Informators. Denjenigen, die sich durch ausnehmende Gaben und trefliche Studien hervorthun, werden auch von der geistlichen Kammer Gelder verwilligt, um gelehrte Reisen zu machen, die aber auch von andern, ohne einen solchen Beytrag, auf eigene Kosten, doch abermal anders nicht, als wenn sie Erlaubnis dazu von dem Consistorium erhalten haben, vorgenommen werden. Ich habe mich nach verschiedenen Umständen dieses theologischen Stifts genau erkundiget, und gefundeu, daß man auswärts diesfalls hin und wieder falsche und ungegründete Nachrichten hat. Man macht dieser Anstalt den Vorwurf, daß sie zu **mönchisch** seye. Ein gewisser Schriftsteller sagt es gar deutlich, daß **Tübingen** überhaupt **noch zuviel vom Kloster** habe. Durch den Augenschein bin ich vom Gegentheile belehrt worden. Genaue Aufsicht auf die Studien und das Betragen derer, die der Kirche zu dienen entschlossen sind, ist ohne Zweifel mehr Lob, als Tadel: und es haben schon grosse Männer gewünscht, daß auch in andern Län-

dern

dern die Kirchengütter eine so nüzliche Bestimmung möchten erhalten haben, als im Würtembergischen. In dem theologischen Stifte zu Tübingen habe ich nichts Mönchisches gefunden. Und vielleicht ist am Ende etwas Möncherey, wenn es ja so heissen kann und soll, doch noch besser, als wilde Ausgelassenheit bey jungen Theologen auf andern Universitäten, die unter dem Namen der akademischen Freyheit von manchen vertheidiget wird. Ich habe sehr artige, und gesittete junge Leute unter diesen Studirenden in Tübingen kennen gelernt, die, wenn sie schon in der feinsten Lebensart noch etwas zurüke sind, doch noch alle Tage weiter kommen können; vielleicht aber gar einen so hohen Grad derselben, als man fordern will, nicht bedürfen, und bey ihren künftigen Aemtern mehr Beschwerniß, als Vortheil davon haben würden. Ein anderes Vorurtheil, mit dem man sich im Ausland von dieser Anstalt trägt, ist das, daß man glaubt, es seye eine Art von Armeninstitut, so wie die Freytische in dem Waisenhause zu Halle. Der Unterschied ist aber sehr groß und der Vorzug ist sicher auf der Seite des theologischen Stiftes. Jene sind

allerdings Arme, die ohne diese Beyhülfe den Entschlus, zu Studiren aufgeben müßten, vielleicht auch wohl mit solchen untermischt, die ohne diese Aussicht sichs nicht würden haben einfallen lassen zu studiren, weil es ihnen an Gaben und Anlage dazu fehlt, der also die gelehrte Welt auch ohne Fehl wohl entbehren könnte. Hingegen im Würtembergischen ist es ganz anders. Bey der Aufnahme in die Klöster und in das Stipendium wird bey diesen jungen Leuten ausser der Hauptsache, die freylich auf genugsamer Tüchtigkeit beruht, auch nach den Vermögensumständen der Eltern, gefragt, und von den Magistraten der Städte deswegen ein zuverläßiges Zeugnis ertheilt; da denn keine von zeitlichen Mitteln entblößte angenommen werden, es müßten denn ausserordentliche Köpfe seyn, die ausserdem Neigung und Trieb zum Studium der Theologie haben, und für die denn von Seiten der Obrigkeit Sorge getragen wird, daß sie durch milde Stiftungen, derer im Herzogthum fast in allen Städten zum Behuf der Studierenden, und zum Theil recht ansehnliche, vorhanden sind, unterstüzt werden. Auch sind die Söhne gemeiner Leute, z. E. der

Handwerker und Bauern, vermöge eines vor nicht gar langer Zeit ausdrüklich ergangenen Rescripts aus dem Consistorium, von der Hofnung der Aufnahme in die Klöster ausgeschlossen worden, es müßten denn, wie oben von den Armen gemeldet worden, um ausgezeichneter Talente willen, auch hierinn billige Ausnahmen gemacht werden. Man findet also unter der Anzahl dieser Stipendiaten Söhne von Geheimen- und Regierungsräthen, von Prälaten, Professoren, Superintendenten, und andern in angesehenen Aemtern stehenden Personen. Und alle diese schäzen sich glüklich, ihre Söhne bey dieser Anstalt nicht nur versorgt zu sehen, sondern machen sich auch eine Ehre daraus, solche dieser Lebensart zu widmen. Es ist auch ganz ausser Zweifel, daß jeder Vater, dessen Sohn den Gesezen gemäß wandelt, und seinen Zwek vor Augen hat, ihn von dem ersten Eintritt an, in eine dieser Anstalten auf seine ganze Lebenszeit für würklich versorgt ansehen kann. Die Unkosten, die man aufzuwenden hat, sind sehr mäßig. In den niedern vier Klöstern haben die Studirende Unterricht, Wohnung, Essen, Trinken, Frühstük, Holz, Lichter, Papier, verschie-

dene Kleidungsstüke, einen Theil der Wäsche, einen Theil der Kosten, wenn sie krank werden, für Arzt, Apotheker und Chirurgum, eine Zeitlang den Unterricht in der Musik, auch sogar etwas an den Reisekosten, wenn sie in den zweymaligen Ferien des Jahrs zu den ihrigen reisen, frey. Einiges hievon fällt in dem theologischen Stifte in Tübingen weg, z. E. das Frühstük, wofür sie aber doch des Jahrs zween Rthlr. erhalten, die Kleidung, die Wäsche, Holz und Lichter. Und da mancher noch oben darein von seiner Vaterstadt, oder Familie, Stipendien genießt, ohne daß er unter die Armen gehören müßte, auf welchen Umstand bey jenen Stipendien bey weitem nicht allemal gesehen wird, so sind manche unter ihnen, die ganz feine Summen auf Bücher und gelehrte Reisen verwenden können, und weit davon entfernt sind, den Armen zu machen, und sich auf diesen oder jenen niederträchtigen Weg ihren Unterhalt zu verschaffen. Nur nimmt die Anzahl dieser jungen Leute immer noch, aller Vorkehrungen ungeachtet, solche zu vermindern, dergestalt zu, daß sie ziemlich viele Jahre erreichen, ehe sie in Aemter gesezt werden. Sie können fünf

und dreyßig bis sechs und dreyßig Jahre alt werden. Eine Ursache hievon ist, daß auch viele Landeskinder Theologie studiren, die keine Stipendiaten sind. Was soll das Consistorium mit diesen anfangen? Am Ende werden sie doch auch bedacht, wenn sie schon jenen zurükstehen sollten. Die Zahl der geistlichen Bedienungen im Lande ist freylich groß. Man berechnet sie, Prälaturen, Superintendenturen, Professorate in Tübingen, im Gymnasium, an der Carls hohen Schule in Stutgardt und in den Klöstern, Pfarren, Diaconaten, Präceptoraten und Collaboraturen in den niedern Landschulen zusammengenommen, auf beynahe 800. Hingegen enthalten die Seminarien, in Tübingen, im Gymnasium, in den Klöstern, die auf den Vicariaten auf dem Lande, und die ausser Landes auf Reisen, oder sonst angestellt sind, und die Rükkehr in ihr Vaterland auch nicht vergessen, mit gerechnet, auch nicht wenigere, als 500., und unter diesen sind noch nicht einmal diejenige, die aus eigenen Mitteln studieren. Alle Jahre werden, ein Jahr ins andere gerechnet, durch Todesfälle 18—20 geistliche Stellen vacant; hingegen oft 25—30 junge Studirende in die Klöster

und in das theologische Stipendium aufgenommen. In zehen Jahren ist der Ueberschuß schon hundert. Da kann es dann nicht fehlen: die Anzahl derer, die in geistliche Stellen gesezt werden wollen, sind zu groß; und das Ende ist, daß sie ihre besten Jahre weg haben, ehe sie berufen werden. Aus eben diesem Grunde macht auch die Landesherrschaft keine Schwierigkeit, den Stipendiaten die Erlaubnis, einen Beruf ausser Landes anzunehmen, zu ertheilen; auch eben so wenig denenjenigen, die noch in den Klöstern, oder in dem theologischen Stifte sind, unentgeldlich herauszugehen, und, wenn die Bestimmung zum geistlichen Stande nicht nach ihrem Geschmake ist, eine andere Lebensart zu ergreifen: da sonst, wenn sich diese Zöglinge durch einen schlechten Lebenswandel, oder durch Unfleiß Untüchtigkeit zuziehen, in einer Bedienug gebraucht zu werden, man sie, auch wider ihren Willen, von der übrigen Gesellschaft trennt, und sie ihrem eigenen Schiksale überläßt; in welchem Fall sie für jedes Jahr, da sie von der geistlichen Kammer unterhalten worden sind, 40 Rthlt. an eben dieselbe wieder zurükzahlen müssen. Bey ihrer Aufnahme in eine

von diesen Anstalten müssen sie sich selbst, nebst ihren Eltern und Pflegern, schriftlich gegen den Herzog verbindlich machen, die Gnade, die ihnen durch diese Aufnahme erwiesen wird, zu erkennen, sich den Unterricht, der ihnen ertheilt wird, möglichst zu Nuzen zu machen, durch gute Sitten und einen unanstößigen Lebenswandel solche nicht zu verscherzen, jeden Beruf, er gehe wohin er wolle, anzunehmen, und bey der evangelischen Religion zu verbleiben: im widrigen Fall aber das auf sie verwandte wieder zu vergüten. Auf diese ausgestellte schriftliche Versicherung gründet sich das Recht des Landesherrn, diejenige, die etwa auswärtige Dienste genommen haben, wenn er es für gut findet, auch wider ihren Willen zurük zu berufen: und der Herzog soll solches würklich bey dem vor etlichen Jahren in Tübingen als Amtsnachfolger des berühmten D. Pfaffs verstorbenen D. Reussen, der vorhin als Professor der Theologie und Hofprediger in Coppenhagen, und nachher als Generalsuperintendent der beeden Herzogthümer Schleßwig und Holstein in Rendsburg gestanden hatte, da er ihn zum Kanzler nach Tübingen haben, der König von Dännemark

ihn aber nicht entlassen wollte, mit Nachdruk geltend zu machen gewußt haben.

Die Universität hat das Recht, ihre Professoren selbst zu wählen; und das Geheimde Rathscollegium, dem sie allein, und sonst keinem Collegio in der Canzley in Stutgardt, unterworfen ist, bestätiget die Wahlen, das Cancellariat und die übrige Professorate in der theologischen Facultät ausgenommen, die von der Geheimden Rathsstube ersezt werden, doch so, daß der akademische Senat das Recht der verneinenden Stimme hat, welches aber selten ausgeübet wird. Doch entstunde der Fall einmal, und zwar gerade bey einem Mann, der mehrere Jahre vorher Mitglied der Deputation in Stutgardt wurde, die die Angelegenheiten der Universität zu besorgen hat, und aus Geheimen- und Consistorialräthen besteht, und der es zu rechter Zeit nicht vergaß, die ehmal an ihm bewiesene Sprödigkeit zu ahnden.

Der berühmte Geheimde Rath Bilfinger, einer von den ersten Gelehrten Würtembergs, hatte in jüngern Jahren, als ein heftiger Anhänger und Vertheidiger der damals, wie an vielen Orten, also auch in Tübingen nicht

wohl angeschriebenen Wolfischen Philosophie, das Schiksal, daß es ihm nicht gelingen wollte, ein Professorat zu erhalten. Er konnte nur wenige Zuhörer erhalten, da er endlich mit genauer Noth zum ausserordentlichen Professor, vom Hofe, der diese allein sezen kann, ernannt wurde: und auch diese lebten sehr unter dem Druke mit ihrem Lehrer. Endlich gieng er nach Petersburg: wurde aber von dem neuen Regenten, **Carl Alexander**, einem Vater des gegenwärtig regierenden Herzogs, nach wenigen Jahren nach Tübingen, als Professor der Gottesgelahrheit und Aufseher des theologischen Stiftes zurükberufen: blieb aber in dieser Stelle nur kurze Zeit, und gieng alsdenn als würklicher Geheimder Rath und Consistorialpräsident nach Stutgardt, und wurde Curator eben der Universität, die ihn zuvor nicht unter ihre Lehrer hatte aufnehmen wollen. So ändern sich die Zeiten! Eben dieser **Bilfinger** ist es, dem sein Vaterland, während der Minderjährigkeit des jezt regierenden Herzogs, und in den ersten Jahren seiner Regierung, in verschiedenen Rüksichten sehr vieles zu danken hatte. Das Collegium illustre, eine von dem Herzog Ludwig vor bald zwey-

hundert Jahren für Standespersonen, die die Universität besuchen wollen, gestiftete Anstalt, ist eingegangen. Doch hat es noch einige Professoren in gewissen Wissenschaften, die einen Gehalt davon beziehen. Das Gebäude ist so, wie es sich von dem Geschmake der Zeit, da es errichtet wurde, erwarten läßt. Der Herzog hält sich darinnen auf, so oft er nach Tübingen kommt.

Der Prorektor wird alle halbe Jahre, am ersten May und ersten November, von dem akademischen Senate durch die meiste Stimmen erwählt. Der Herzog ist seit sechzehn Jahren Rector Magnificentissimus, und hatte geraume Zeit die Gewohnheit, diesen Prorektorswahlen in Person beyzuwohnen. Er läßt sie nun aber wieder ohne seine Gegenwart vornehmen.

In **Tübingen** hat man Gelegenheit trefliche musikalische Concerte zu hören, die von Studirenden aus dem herzoglichen Stifte und von denen in der Stadt angestellt werden. Ein Mitglied dieser Gesellschaften ist der Regierungsrath **Huber**, der vorhin Oberamtmann in Tübingen war, aber aus Gelegenheit der Irrugen zwischen dem Herzog und seinen

Unterthanen seine Bedienung verlor, und nun ganz in der Stille lebt. Dieser Mann behauptet eine der ersten Stellen unter den Würtembergischen Dichtern, und ist einer von den wenigen, denen das Ausland Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wie sich die Würtemberger ausdrüken; die sich sonst sehr über die partheyische und harte Urtheile der Ausländer über die Gelehrte Arbeiten ihrer Amtsleute beschweren, da es, um zur Verdammung zu schreiten, genug seye, daß diese oder jene Schrift sich von einem Schwaben, oder Würtemberger herschreibe. Haben diese Beschwerden Grund, so ist es würklich sehr seltsam. Die Würtembergische Gelehrte werden auswärts gesucht und berufen. Woher kennt man sie aber, als aus ihren Schriften, die doch unfehlbar sicherere Beweise der Kenntnisse und der Verdienste eines Mannes um die Gelehrsamkeit sind, als blosse Empfehlungen, die nicht immer aus den lautersten Quellen fliessen; oder Lobeserhebungen der Studirenden, die ja oft das scheinbare von dem Gründlichen nicht zu unterscheiden wissen. Erst vor zwey Jahren behauptete Tübingen sein Recht wiederum an einem seiner ehmaligen gelehrten

Mitbürger, dem an die Stelle des Professor Kies berufenen Professor Pfleiderer der vor ihn in Warschau als Director des Königl. Cadetencorps mit einem grossen Gehalt gestanden hatte, und vor seiner Abreise nach Tübingen von dem König mit einem kostbaren Ring und ihm zu Ehre geprägten goldenen Münze begnadiget wurde. Er ist Professor der Naturlehre und Mathematik, ein Mann, der schon als Stipendiate wegen seiner tiefen Kenntnisse in diesen Wissenschaften allgemein bewundert und geschäzt wurde.

Der bekannte tiefsinnige Metaphysiker, **Ploucquet**, einer der ältesten Professoren bey der Universität, der vor etlichen und dreißig Jahren von einer sehr geringen Pfarre auf dem Schwarzwalde ganz unverhoft zum Professorat berufen wurde, und bisher seiner Stelle Ehre gemacht, und sich nicht nur durch Schriften, sondern besonders auch durch seinen ungemein deutlichen Vortrag auf dem Katheder vielen Ruhm erworben hat, ist an dem Rande des Grabes. Der Herzog selbst schäzt ihn sehr hoch, so daß er vor einigen Jahren nicht nachließ, bis er sich entschlos, mit Beybehaltung seiner Stelle in Tübingen in der Mi-

litärakademie die Logik und Metaphysik eine geraume Zeit zu lehren, wofür er ihn grosmüthig belohnt hat.

In Tübingen ist auch der Siz des Oberappellations- oder Hofgerichts, wie man es hier nennt, daß alle Jahre einige Wochen hindurch auf dem Rathhause gehalten wird, und dessen Mitglieder Adeliche, Regierungsräthe, andere Gelehrte, Professoren aus der Juristenfacultät und einige Assessoren der Landschaft des engeren Ausschusses sind. Von diesem Gerichte findet keine Appellation Statt, ausser daß in besondern Fällen, die aber sehr bestimmt sind, bey dem Herzogl. Würtembergischen Justiz- oder Regierungsrath Collegio in Stuttgardt die Revision nachgesucht werden kann. In diesem Fall wohnt der Herzog den Sizungen gewöhnlich selber bey: und man erzählt, daß die Assessoren, schon mehrmalen die dabey geäusserten grossen Einsichten und Scharfsinn des Herzogs zu bewundern Ursache gefunden haben.

Die Würtemberger preisen sich überhaupt unter der Regierung, ihres Fürsten glüklich, die sie nun schon 40. Jahre genießen, und der sie in der Erkenntniß und Gefühl dessen

was sie haben, eine noch weit längere Dauer wünschen. Die traurigen Zeiten des Kriegs der Landstände mit ihm sind vergessen; sie werden auch, zur Ehre des Regenten und der Unterthanen so bald nicht wieder kommen.

Die Lottosucht hatte die Würtemberger ehmal auch angestekt. Diese Raserey war unter Hohen und Niedern, auch so gar unter Dienstboten, allgemein. Man erzählt, daß es bey nicht gemeinen Leuten so weit gekommen sey, daß sie Kleider und Betten verkauften, und sich noch dazu auf das jämmerlichste in Schulden stekten. Die Landstände lagen dem Herzog an, diesem verderblichen Unwesen durch ein strenges Verbot zu steuren. Der Herzog erkannte die Rechtmäßigkeit und Billigkeit dieser Vorstellung, und hub nicht nur die Lotterien in seinem Lande plözlich auf, sondern verbot auch bey hoher Strafe, an Ausländischen Theil zu nehmen; die auch, weil manche vermuthlich, um wieder zu ihrem Verlohrnen zu kommen, oder noch mehr zu gewinnen, sich von dieser Seuche mit Gewalt nicht wollten heilen lassen, zum grossen Schreken der übrigen an einigen würklich genau vollzogen wurde. Die Liebhaber des Lotto haben

aber nun wieder aufs neue Gelegenheit, ihre Lust zu büssen und ihr Heil zu versuchen, seitdem zum Besten der Armen eine Herr- und Landschaftliche Lotterie errichtet worden ist, bey der man nicht viel verlieren und desto nahmhaftere Summen gewinnen kann, von denen zehen vom hundert abgezogen und für die Arme verwendet werden. Ich bin rc.

# Achter Brief.

In Tübingen wurde ich veranlaßt, mit einem gewissen Cavalier, mit dem ich daselbst in dem Gasthofe zum Adler bekannt worden war, nach Balingen, einer der besten und nahrhaftesten Städte im Herzogthum zu reisen. Er sagte mir, daß wir unterwegens Gelegenheit haben würden, eine Residenz eines deutschen Fürsten zu sehen, über der ich Stutgardt und Ludwigsburg nicht vergessen würde. Ich vergnügte mich abermal ungemein über die anmuthige Gegenden, die wir auf dieser Route zu sehen bekamen, die man mir doch gesagt hatte, daß es über Tübingen hinaus, Süden zu, schon rauheres Land wäre. Die Wege sind großen-

theils in diesem Lande sehr gut, und man trift beynahe überall Chauseen an, auf denen man freylich nur bey allzutrokenem Wetter nicht reisen sollte, weil man da vom Staube fast erstikt wird. Doch ziehe ich diese Unbequemlichkeit einer noch größern, der man sich, wo keine geschlagene Weege sind, ausgesezt sehen muß, weit vor, da man in Gefahr steht, mit Wagen und Pferden im Morast zu versinken, wenigstens nicht anders, als mit langem Aufenthalt und oft ziemlich starker Ausgabe für Vorspannpferde, sich wieder heraushelfen zu lassen. Von Stutgardt nach Tübingen kann man bequem in dritthalb Stunden kommen: und der Postknecht, der mich führte, versicherte mich, gehört zu haben, daß man ehemal, ehe der neue Weeg gemacht worden, bey etwas schlimmerer Witterung, im Herbste oder Frühling, wohl zehen bis zwölf Stunden auf dieser Strasse habe zubringen müssen. Der ehemalige verdiente Geheimde Rath von Hardenberg, der aus Würtembergischen Diensten in Hannöverische getreten ist, hat angefangen, diese Wege machen zu lassen; und man hat Ursache, es zu bedauren, daß er abgieng, ehe noch sein ganzer Plan ausgeführt war. Es

ist

ist zwar indessen waker fortgefahren worden; doch trift man im Würtembergischen noch Strassen genug an, durch die Reisende in Verlegenheit gesezt werden, und keine gute Begriffe von den Vorstehern derjenigen Orte bekommen, in deren Nähe diese schlechte Weege sind. Ich wünsche, daß es mehr Spaß als Ernst sey, was man einer gewissen ansehnlichen Stadt in diesem Lande nachsagt, daß sie den Vorschlag, der von jemand gemacht worden, nur eine gewisse Streke weit von der Stadt einen jämmerlichen Weg ausbessern, und nach Art einer Chaussee anlegen zu lassen, aus diesem Grunde verworfen habe, weil sonst die Bürger, die Pferde und Karren haben, diese müßig stehen lassen müßten, und nichts mehr verdienen könnten, wenn jener Weeg auf einmal gut gemacht würde; da sie hingegen, wenn er im alten Stand bliebe, von Zeit zu Zeit, so oft er gar zu tief und morastig seye, Steine zuführen, und also etwas verdienen dürften. Diese Betrachtung habe auch Eindruk bey den übrigen gemacht, und es seye einmüthig beschlossen worden, die gründliche Verbesserung des Weeges, so wenig sie Unkosten gemacht haben würde, nun ein- für allemal auf sich

beruhen zu lassen. — Eine andere Landstadt habe sich dagegen gesezt, zu der Anrichtung einer Chaussee etwas beyzutragen, die ganz in ihrer Nähe hätte errichtet werden sollen. Ein Mitglied der Versammlung habe eingewendet: diese neue Weege, von denen die klugen Alten nichts gewußt haben, und doch glüklicher gewesen seyen, als wir, die wir alle Augenblike neue Erfindungen auf die Bahn bringen, seyen Pferden und Wagen, Schiff und Geschirr der Fuhrleute höchst schädlich: wie man bisher auf den alten Weegen fortgekommen seye, und Handel und Wandel getrieben habe, und noch besser als in diesen unsern neuerungssüchtigen und verderblichen Zeiten, so könne es auch in Zukunft geschehen. Ein anderer habe behauptet, da man bey den neuen Weegen Chausseegeld werde bezahlen müssen, so werden die Fuhrleute und Reisende solche meiden, und die alten Strassen vorziehen, auf denen man zwar etwas Weggeld, aber doch nicht so viel, als auf den neuen geben dürfe. Dies ist noch lange nicht alles, und bey weitem nicht das wichtigste, habe ein dritter geantwortet: Aber denke man an Kriegszeiten! Da sind die Orte, auf die Chausseen zugehen, immer die ersten,

wo sich die Armeen hinwenden: Ich gebe meine Stimme wider die Chaussee, und wenn alle Ja dazu sagen wollten. Wie gesagt, so geschehen! Der neue Weeg unterblieb aus diesen wichtigen Gründen. Das Städtchen siehet aber nun selten mehr einen Reisenden: und die Nachkommen jener patriotischen und klugen Vorfahren können sich nicht genug ärgern, daß das nichtswürdige und pöbelhafte Räsonnement ihrer Vorfahren ein so heilsames Vorhaben solle gehindert haben. So oft ich Chausseegeld zu bezahlen habe, so oft fallen mir diese an das Alterthum angeklammerte und auf ihrer eigenen Einsicht versessene Schwaben ein. Doch, da sie nicht viele Brüder haben, sondern ihre Anzahl die geringere ist, so will ich durch diese Benennung der ganzen ehrwürdigen Nation nicht zu nahe getreten haben.--

Eine sehr gute Chaussee führte uns nach **Hechingen**, der Residenz des Fürsten von **Hohenzollern-Hechingen**; die Residenz einer andern Linie dieses Hauses ist **Sigmaringen**. Beede Städte glänzen nicht sehr. Aber desto rühmlicher ist es, daß die Regenten, da vorhin der Zustand am Hofe und auf dem Lande nicht der beste war, nun ganz andere Einrich-

tungen und Verbesserungen gemacht haben, so daß gegenwärtig gegen die vorige Zeiten eine solche Wirthschaft getrieben wird, die den Fürsten und den Unterthanen die beste Aussichten verspricht. Sie haben auch aus der Ursache Veranlassung gehabt, andere Maasregeln diesfalls zu ergreifen, um dem Brandenburgischen oder Preußischen Hofe nachzuahmen, der ein Muster einer rechten Staatswirthschaft abgeben kann, da **Hohenzollern** das Stammhaus des Königlich Preußischen Hauses ist. Die Einkünfte sind nicht groß und beträchtlich: der Umfang der Lande ist sehr gering, die Fruchbarkeit könnte auch größer seyn, wird es aber vermuthlich werden, wenn auf dem rühmlich angefangenen Weege fortgeschritten und der Grundsaz in Ausübung gebracht wird, daß die Einkünfte nur alsdenn zum wahren Vortheil des Fürsten und des Staats erhöhet werden, wenn sich diese Erhöhung auf mehreren und besseren Ertrag der Grundstüke, die die Unterthanen haben, gründet. Der **Fürst von Hechingen** läßt es sich sehr angelegen seyn, den Vorschlägen genau zu folgen, die ihm die beede Geheime Räthe **von Frank** und **Schwalb**, wovon dieser

Reichsritterſchaftlicher Conſulent iſt, und in Tübingen wohnt, gemacht haben. Die Viehzucht iſt im Hechingiſchen Gebiete ſehr in Aufnahme, und die Unterthanen, die ſonſt groſſentheils nicht in den beſten Vermögensumſtänden ſind, gewinnen durch den Handel mit ihren Ochſen an Auswärtige manchen ſchönen Thaler. Ein Kleinod dieſer Gegenden ſind die Faſanen. Einer der ehmaligen Regenten war auf das Regale der Faſanenjagd ſo eiferſüchtig, daß er manchen ſeiner Bauren, der ihm ins Gehäge gieng, ohne Barmherzigkeit aufhängen ließ. Man ſchmälte nun zwar ſehr über dieſe Strenge, und hielte ſie deswegen für übertrieben, weil doch ein Bauer und Unterthan den Werth eines Faſanen weit aufwiege. Es iſt wahr, dieſe zwey Dinge ſtehen in ſehr ungleichem Verhältniß. Wenn aber der Fürſt bey Lebensſtrafe verbietet, ſich an ſeinen Faſanen zu vergreifen, und zum Beweis, daß er nicht leer drohe, ein Exempel ſtatuirt; ſo hat es der erſte und die folgende auf ihrer Verantwortung, wenn ſie ſich die Drohungen und Strafen nicht abſchröken laſſen.

Von Hechingen giengen wir nach Balingen, eine der wohlgebautesten und größten Landstädte des Herzogthums, die nicht nur, wenn sie schon ein etwas rauheres Clima hat, als man weiter unten im Lande antrift, doch in einer sehr fruchtreichen Gegend liegt; sondern deren Einwohner auch um der sehr starken Gewerbe willen, die sie treiben, in ungemein guten Vermögensumständen sind. Die Bürger — vermuthlich trift das Sprüchwort auch bey ihnen ein: Gut macht Muth — stehen in dem Credit, daß sie sehr republikanisch gesinnet seyen, und sich wider ihre Vorrechte und Privilegien nicht gern etwas zumuthen lassen; wovon sie ehedem, in den mißlichen Zeiten, da der Herzog und die Landstände nicht wohl zusammen sahen, und jener ernstliche Verfügungen machte, sie zum Gehorsam zu bringen, sehr nachdrükliche Proben abzulegen im Begriff gewesen seyen. Der Superintendent aber habe durch eine kluge und eindringende Vorstellung die Gemüther wieder zu stillen gewußt, welches ihm auch nachher eine sehr ansehnliche Beförderung zuwegegebracht haben solle. In der Gegend von Balingen ist ein Amtsort und Dorf, Pfeffingen,

von dem man eine seltsame Gewohnheit erzählt. Wenn Eheleute zänkisch leben, so werden sie zur Nachtzeit durch einen starken Stokschlag an ihre Thüre, und den Zuruf: **der Datte kömmt**, gewarnt, und zum Frieden erinnert. **Datte** ist ein nur unter dem niedern Pöbel in Schwaben, und besonders in dem Herzogthum Würtemberg, gewöhnliches Wort, das so viel, als Vater, sagen will. Den unfriedlichen Leuten wird eine kurze Frist gegönnet, sich zu bessern, um den Datte die Bemühung, sein Amt an ihnen zu verrichten, zu ersparen. Fruchtet dieser erste Wink nichts, so wird der Stokschlag nach zwo oder drey Nächten mit Nachdruk wiederholt, und der Zuruf verstärkt. Trägt es sich aber zu, daß auch dies ohne Nutzen abläuft; so brechen zween oder drey verkleidete, oder sonst unkennbare Männer in das von dem Asmodi besessene Haus mit Gewalt ein; und nun geschieht das, was vorhin an der Hausthüre geschah, auf dem Rüken der Kazbalger mit solcher Energie, daß man des auf diese Operation erfolgenden Hausfriedens beynahe allemal mit vollkommener Zuverläßigkeit versichert seyn kann. Man behauptet, diese Sitte sey nicht nur in diesem Dorfe, son-

dern auch in andern Fleken der dasigen Gegend eingeführt. Die Obrigkeit sieht durch die Finger, und kann sich diese Art von Demokratischer Verfügung vielleicht desto eher gefallen lassen, da ihr dadurch manche verdrüßliche Bemühung, solche Eheleute vor Amt zu fordern, erspart, und die Absicht doch, und vielleicht noch besser, als durch Zureden des Geistlichen, nach dem, als nach einem wehrlosen Mann, rohe Bauern ohnehin selten viel fragen, oder durch die Strafen des weltlichen Vorstehers erreicht; hingegen auf diese Weise der Proceß ganz kurz und summarisch, und zwischen vier Wänden abgethan wird. Der Wiederhersteller des Friedens verlangt auch durchaus keine Belohnung für diese Dienstleistung: und Uneigennüzigkeit ist ja überall eine gute Seite.

Das feine Landstädtchen Sulz, das nur wenige Meilen von Balingen am Nekar liegt, hielte ich nicht für unwerth, auch zu sehen. Es hat zwey sehr einträgliche Salzbrunnen. Der Vorrath von Salz aber, der hier erhalten wird, reicht zur Versorgung des ganzen Landes bey weitem nicht zu; sondern etwa nur zwey bis drey Aemter des Herzogthums, wie

die Amtsstädte samt den dazu gehörigen Fleken und Dörfern heissen, können mit so viel Salz, als sie brauchen, versehen werden. Uebrigens ist doch dieser kleine Vortheil nicht zu verachten, da das Salz ein Artikel ist, für welchen große Summen an Ausländer bezahlt werden müssen. Es sollen im Würtembergischen noch hie und da Salzquellen entdekt worden seyn, deren man sich aber, um des Mangels des Holzes willen, das in großer Quantität dazu erfordert wird, nicht annehmen kann. Vor mehreren Jahren klagten die Würtemberger sehr über ein Salzmonopol, das ihnen zum großen Schaden, dem Landesherrn aber nicht zum Vortheil gereicht habe. Die Unterthanen mußten mehr Salz annehmen, als sie brauchten, und es theurer bezahlen, als sie es sonst haben konnten: und nur gewisse zogen ansehnlichen Gewinnst davon. Der Erbvergleich hat auch diesem abhelfliche Maße gegeben: und man arbeitet nun seit mehreren Jahren daran, einen für Bayern und Würtemberg gleich vortheilhaften Handel mit Salz gegen Nekarweine zu Stande zu bringen. Viele wollen aber an einem solchen

Erfolg zweifeln, wie er für die Würtemberger erwünscht wäre.

An dem verstorbenen Oberamtmann Müller hatte der Herzog nicht nur einen sehr einsichtsvollen und tüchtigen Beamteten; sondern auch die Stadt Sulz einen für ihr bestes äusserst besorgten und rechtschaffenen Vorsteher. Er hat sich nicht nur durch Schriften über die Landwirthschaft und das Manufakturwesen verdient gemacht; sondern es sind auch sonsten unter ihm Anstalten zu Stande gekommen, die für das ganze Land von grossem Nuzen seyn müßten, wenn sie in den Gang gebracht und erhalten würden. Der Strassen- und Gassenbettel nahm in dem Herzogthum zusehens überhand; und so gut evangelisch das Land ist, so sahe es doch in diesem Stük darinn nicht besser, als in einem erzkatholischen aus, wo man nicht zehn Schritte gehen oder reisen kann, ohne von heillosen Gesindel, Vaganten, und Bettlern schaarenweise belagert zu werden. Da das auf der einen Seite ein Beweiß einer schlechten Policey ist, und auf der andern einen schädlichen Einfluß in vielen Rüksichten auf die Einwohner hat; auch unter diesen Bettlern manche bedenkliche Leute sind, deren

man sich nicht eben allemal auf der Strasse zu erfreuen hät, wenn man sie zu sehen bekömmt; so wurde von dem Herzog ernstlicher Bedacht darauf genommen, diesem Unwesen zu steuren. Bemeldter Oberamtmann erhielt den Auftrag, in alle Städte des Landes zu gehen und sich mit den Vorstehern zu besprechen, wie hierinn bessere Ordnung eingeführt werden könnte. Jeder Ort sollte sich anheischig machen, seine Arme und Nothleidenden selbst zu versorgen, welches aus den Einkünften der Gemeinden, der Hospitäler und anderer frommen Stiftungen; oder auch, wo es an solchen fehlte, durch Beyträge der Einwohner selbst am bequemsten geschehen könne, die sich auch um desto williger dazu entschliessen könnten, weil sie nun des Anlaufs der Bettler loß würden. Fremde Bettler sollten ab- und, wenn es Landskinder seyen, in ihre Heimath; auswärtige aber gar vor das Land hinausgewissen werden. Um diesen Endzwek desto besser zu erreichen, sollen an den Thoren der Städte, und vor den Dörfern Stöke errichtet, und an denselben die Drohung angeschrieben werden: daß hier das Betteln bey harter Leibesstrafe verboten seyn. Die Drohung

solle auch an solchen, die sie doch auf dem Betteln betreten lassen, genau vollzogen; zugleich aber auch jedermann auf das ernstlichste bey Strafe verboten werden, keinem Bettler ein Allmosen zn geben. Zu noch mehrerer Erleichterung dieser in der That guten Anstalt sollten Häuser errichtet werden, worinn man Nothleidenden Arbeit geben könne, z. E. Wollen, Garn, Brumwollenspinereyen und dergl. In verschiedenen Städten des Landes geht diese Einrichtung gut von statten: es sollte aber überall geschehen. Die Ober- und Staabsbeamtete haben auch würklich den gemessensten Befehl von dem Landesherrn, alle Vierteljahre an ihn unmittelbar zu berichten, ob dieser Verordnung in den ihnen untergebenen Orten nachgelebt werde. Ob es von allen geschieht, weis ich nicht. Ist es so, so nehmen sich viele von ihnen ohne Zweifel die Freyheit, dem Herzog etwas zu sagen, wovon sie keine Verantwortung haben, unbekümmert, ob sie die Wahrheit schreiben, oder nicht. Ich bin in Gegenden des Landes gekommen, wo des Bettels kein Ende war, und ich wurde oft hart an den zum Schreken der Bettler errichteten Stöken um eine milde Gabe

angerufen: auch selbst in einigen Städtchen, deren äusserliches Ansehen mir Ordnung und Wohlstand zu verrathen schien, sahe ich Leute herumziehen und Allmosen einfordern, die gewiß in eben dem Orte zu Hause waren. Da ich in den Gasthöfen meine Verwunderung hierüber bezeugte, weil ich doch wüßte, daß Geseze wider diesen grossen Uebelstand vorhanden seyen; so antwortete man mir; daß man es mit manchen Gesezen im Würtemberger Lande so genau nicht nehme: auch haben sich hie und da die Geistlichen wieder diese Verordnungen gesezt, und behauptet, daß es wider das Christenthum seye, das Allmosen geben zu verbieten, und daß eben deswegen ein rechter Christ hierinn Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, oder Obrigkeit. Endlich sagte man mir auch in einem gewissen Städtchen, das ich um eben dieser Anekdote willen nicht nennen will: Unser Herr Oberamtmann ist ein Herzguter Mann, der allem Verdruß feind ist, und ein gut Glas Wein liebt. Was soll er sich um die Bettelordnung scheeren? Sie mag ihren Weg fortgehen, oder nicht, wenn er nur keine Mühe und Anlauf hat. Ihm ist alles recht — das ist sicher eine

bequeme Lebensart: wenn sie nur auch dem gemeinen Wesen so verträglich wäre! — Sulz hat auch eine Cottonmanufaktur. Sie ist eine von den nicht zalreichen im Herzogthum überhaupt: und diejenige, die auch etwas scheinbares zur Vertheidigung der nicht so, wie es seyn sollte, im Schwang gehenden Verordnungen wider den Gassen- und Strassenbettel sagen, behaupten, daß der Mangel hieran, hauptsächlich an jenen schuld sey. So lange man den armen Leuten und Kindern, die arbeiten können, nicht zu arbeiten giebt: so lange man fremde Bettler nicht in Arbeitshäuser stekt, so lange werden diese und jene dieses ganz bequeme Handwerk fortsezen; einige werden sich auch, um sich des Hungers zu erwehren, dazu gezwungen sehen. Aber sobald man die gut gesinnten in Stand sezt, ihr Brod selber zu verdienen; die, die es nicht können, versorgt; die unartigen dazu zwingt; und die auswärtige Vaganten, so bald sie sich nur bliken lassen, von der Strasse wegnimmt, so wird diese Landplage gewiß aufhören; und die Herumstreicher werden ein Land fliehen, in dem man die Kunst so gut versteht, ihnen ihre faule Lebensart nieder zu legen.

Als etwas besonders habe ich mir in Sulz erzählen lassen, daß der Superintendent daselbst alle Jahre ein Kartenspiel zum Geschenk erhält. Ob es in Natura abgegeben und angenommen, oder in Geld verwandelt wird, weis ich nicht. Ich glaube das leztere. Man ist im Würtembergischen in Ansehung dieses Puncts, des Spielens, bey der Geistlichkeit sehr delikat, und hält ihr vieles nicht zu gute woran man in andern Ländern nicht denkt. Anderwärts kann man den Geistlichen des Orts bey Hochzeiten, in Wirthshäusern, am Spieltische, mitten unter seinen Pfarrkindern sizen sehen. Diese ärgern sich daran nicht. Hier zu Lande ist es anders, und ich denke zum Vortheil der Prediger und der Zuhörer. Ueberhaupt hat die Geistlichkeit dieses Landes, wenn schon einige Mitglieder derselbigen, wie ich schon berührt habe, sich mit sparsamen Einkünften behelfen müssen, und mehrentheils unter dem Druke der Weltlichen stehen, vieles vor der in andern Evangelischen Ländern voraus. Sie dörfen nicht von der Gnade ihrer Zuhörer leben, sondern haben ihre bestimmte Besoldungen. Das einzige Unbequeme sind bey einigen noch die Zehenden, bey deren

Einzuge, je nachdem die Pfarrkinder wohl oder übel geartet sind, sie manchen Strauß auszustehen haben. Sind sie biegsam und gelinde, und verfahren nicht nach dem strengsten Rechte, sondern lassen lieber um des Friedens, und um Aergerniß und Vorwürfe des Eigennuzes, den man den Geistlichen vorhin gemacht, zu vermeiden, etwas nach, so machen die Bauern ein Recht daraus, und beschuldigen wohl gar den Seelsorger einer Nachläßigkeit in seinem Hauswesen. Will er aber genau haben, was ihm gebührt, und weiß er den Bauern bey ihren Keiffen und Betrügereyen in die Ränke zu fahren, so erheben sie ein lautes Geschrey über die Hartherzigkeit und den Geiz des Pfaffen, dem alles, was er habe, nicht genug sey. Man versichert, daß die Beyspiele selten seyen, daß in Dörfern, in denen die Bauern zehnten zu entrichten haben, ein gutes Vernehmen zwischen Predigern und Zuhörern statt finde. Sollte die Obrigkeit hier nicht helfen können, der ja doch daran gelegen seyn muß, daß einem jeden werde, was ihm gebührt; und daß eben so wenig der Unschliessenheit der Bauern, wenn sie den Einfall haben, den Pfarrer zu naken; als der

Habsucht des Pfarrers, wenn er in seinen Forderungen über die Schnur haut, aufgeholfen werde? Aber wenn, wie dieser Fall würklich je und je eintreten soll, die weltlichen Vorsteher mit den Bauern, für die Gebühr, unter der Deke liegen, so ist da guter Rath theuer, und für den Pfarrer nichts übrig, als bessere Zeiten abzuwarten, und, wenn diese nicht kommen sein Schiksaal mit Gedult zu ertragen — Von Sulz gieng ich zurük nach **Rothenburg am Nekar**, einer sehr feinen Stadt in der Oesterreichischen Grafschaft **Hohenberg**, die nur eine kleine Meile von Tübingen entfernt ist. Sie liegt in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Gegend, und wird fleißig von den Studirenden in Tübingen besucht, die sich hier manche vergnügte Stunden machen. Die **Jesuiten** hatten ehemal ein sehr schönes Collegium daselbst, das nun seit der Aufhebung ihres Ordens zu etwas anders gebraucht wird. Die Stadt wird durch den Nekar in zween Theile getheilet, wovon der Theil disseits des Nekars Rotenburg, der andere aber **Ehingen** heißt. In **Ehingen** ist die Stiftskirche, deren Canonici ein paar Würtembergische Pfarren, nahe bey Tübin-

gen zu besezen das Recht haben. Dieses Ehingen muß mit einer andern Stadt gleichen Namens, die in der obern Grafschaft Hohenberg, ein paar Meilen von Ulm, liegt, nicht verwechselt werden. Ich hatte in Rotenburg Gelegenheit, verschiedene Urtheile der Einwohner über die Reformationen des Kaisers, ihres Landesherrn, anzuhören, und verwunderte mich, daß die Leute so frey hievon sprachen. Besonders fand ich, daß das, womit ich glaubte, daß der Kaiser die meiste Ehre bey seinen Unterthanen aufheben würde, beynahe am wenigsten nach ihren Geschmake war; ich meine, die Einziehung der Klöster, und vorzüglich derer von den Bettelorden. Da diese durch ihr Terminiren meiner Meinung nach dem Volke nicht angenehm seyn können, so hätte ich gedacht, man würde sie für die entbehrlichste halten, und ihr Schiksal ganz und gar nicht bedauren. Aber ich hörte gerade das Gegentheil. Diese Mönche, hieß es, sind die frömmste, sie beten für uns, und wir haben uns ihrer Verdienste auf mehr, als eine Art, zu erfreuen. Was wir ihnen gaben, gaben wir von Herzen gerne, und es ist uns mehr leid, als ihnen, daß wir ihnen nichts

mehr geben können. Wir hatten es reichlich zu genießen, je milder wir gegen sie waren. Wo nun Seegen und Gedeyen für das Land herkommen werde, da man diese gute Leute aus ihren Gotteshäusern getrieben, und ihnen erst nicht einmal reichlich zu leben gegeben hat, wissen wir nicht. Sie giengen gar so weit, daß sie den König von Preußen zum Beweise anführten, daß man nicht so mit diesen Leuten verfahren sollte, weil er, da er doch ein Protestante sey, und von dem Nuzen dieser heiligen Anstalt nicht so überzeugt seyn könne, als der Kayser es seyn müsse, sie in ihren Klöstern dulde, und ruhig in denselben absterben lasse. — Es war mir höchst unerwartet, solche Urtheile zu hören, noch mehr über die Gesinnungen der Katholiken gegen den König von Preußen, so sehr verändert zu sehen. Ich schloß daraus, daß die so sehr gerühmte Aufklärung bey den Unterthanen der österreichischen Monarchie so groß noch nicht seye, als diejenige vielleicht glauben, die sich nicht in der Nähe von der wahren Beschaffenheit der Sache belehren. Denn, wo man noch glaubt, daß man den Bettelmönchen vieles Glük und Seegen zu danken habe, ihr Schiksal bedau-

ret, und sie wieder in ihre verlassene Klöster zurük wünscht, da muß die Aufklärung, der sonstigen sehr guten Schulanstalten, die man auch in Rotenburg antrift, ungeachtet, noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen haben. —

In Rotenburg wurde ich von einem Geistlichen aus dem Reichsstift **Elchingen** aufgefordert, ihn über **Tübingen** nach **Stutgardt**, und von da nach **Ulm** zu begleiten: und ich entschloß mich, um so eher ihme zu Willen zu werden, da mein Aufenthalt im Herzogthum Würtemberg, wozu eine weit kürzere Zeit bestimmt war, bereits zu lange gewährt hatte. Den Tag vor meiner Abreise nach Stutgardt wollte ich auch das nur eine halbe Meile von Tübingen gelegene Kloster **Bebenhausen** sehen. Es ist eines von den vieren, worinn die dem Kirchendienst gewidmete junge Leute von einem Prälaten und zween Professoren auf die Universität vorbereitet werden. Das Kloster hat nicht die angenehmste Lage, und ist mit Bergen und Waldungen umgeben. Die Einkünfte desselben sollen sehr groß seyn. Sie werden aber vermuthlich sehr sparsam auf die Unterhaltung der Gebäude und anders, das dem Kloster zur Zierde gereichen kann, ver-

wendet. Davon wurde ich ganz gewiß versichert, daß unter allen Klöstern im Würtembergischen keines seye, das nicht noch bis auf diese Stunde seinen katholischen Prälaten habe. Das sind Abbteyen, wie man in der katholischen Kirche zu reden pflegt, in partibus infidelium, so, wie der Pabst noch immer Bischöffe und Erzbischöffe zu Thessalonich, Bethlehem, Nazareth und Ephesus ernennt. Der Nuzen hievon ist nicht abzusehen: denn die geistliche Cammer in Stutgardt nimmt vermuthlich keine Notiz von diesen Aebbten im Ausland: und daß die Katholiken geheime Absichten dabey haben sollten, und nur auf Zeit und Umstände warten, wie einige behaupten wollen, ist ein Einfall, den nur Leute haben können, denen es von Religionskriegen träumt. Daß jene übrigens die ihnen im Würtembergischen entrissene schöne geistliche Güter mit scheelen Augen ansehen, ist nicht zu verwundern; und der, der ihnen einen ausführbaren Vorschlag thäte, sich derselben wieder zu bemächtigen, würde ihnen sehr willkommen seyn. Dahin reicht aber jenes nicht. Also wird die Sache wohl auf sich beruhen. — Auf dem Weege von Tübingen nach Stutgardt, wohin

es drey starke Meilen sind, lernte ich vorzüglich den Werth der geschlagenen Weege recht schäzen, und begrif, wie wahr es seyn müsse, daß man vorhin zu dieser Reise wohl einen ganzen Tag brauchen konnte. Da ist unaufhörliche Abwechslung von steilen und ebenen Weegen, die auch sogar auf der Chaussee nicht angenehm ist. Mitten auf dieser Strasse ist ein elendes Städtchen, **Waldebuch**, wo ein Posthaus ist. — Den Namen hat es ohne Zweifel von dem **Wald**, mit dem es beynahe umgeben ist, und der aus **Buchen** besteht. Eine Meile von Stutgardt kommt man in die Gegend des Landes, die man die Gefilde, oder die Filder nennt, eine der fruchtbarsten und angebautesten, die man sehen kann, wo alle Arten von Getraide, Obst, und Kraut, in Menge angetroffen werden. Hier sind die besten Pfarren des Landes, und man sagt, daß ein Paar davon ihre Einkünfte, besonders aus dem Krautzehnten, bis auf 800 — 1000 Rthlr. bringen können. Da sie in der Nähe von Stutgardt sind, so kann man leicht schliessen, daß sich diese ihre Früchte gar bequem und mit Vortheil zu Gelde machen lassen. In dieser Revier ist auch das berühmte Landhaus des

Herzogs, Hohenheim, wovon ich Ihnen aber keine Nachricht geben kann, weil Fremde nicht leicht Erlaubnis erhalten, es zu sehen, und nur je und je diejenige von Stutgardt, die von dem Herzog ausdrüklich eingeladen werden, den Zutritt erhalten. Man versichert, daß dies eines der schönsten und merkwürdigsten Werke des Herzogs seye. Es war vorhin ein geringer Hof nahe bey dem Dorfe Plieningen. Der Herzog kaufte ihn an sich, richtete allerhand Gebäude auf, deren Anblik schon in der Ferne etwas großes verspricht; kaufte immer mehrere Grundstüke dazu, und legte eine Landökonomie da an, deren Einrichtung von allen, die es gesehen haben, bewundert wird. Nicht weit davon ist ein anderes Dorf, Biekach, wo erst vor zwey Jahren eine Kirche erbaut, und eine eigene Pfarre gestiftet wurde, welches beedes der Herzog aus seiner Chatoulle bestreitet. Eine halbe Meile von Stutgardt kömmt man auf die sogenannte Weinstaige, die ihren Namen von der Menge von Weinbergen, womit sie zu beeden Seiten umgeben ist, erhalten hat; und oben an derselben ist der Prospekt nach Stutgardt vortreflich. Die Einwohner von Stut-

gardt, ausser denen, die von dem Weinbau leben, besizen Weinberge zum Vergnügen, und wenden zur Zeit der Weinlese, sie mag ergiebig seyn, oder nicht, in denselben so vieles Geld auf Ergözlichkeiten, daß manchmal der Ertrag des Guts, die Unkosten des Bauens mitgerechnet, rein darauf geht. Ein vor einigen Jahren verstorbener Kaufmann kaufte einen Weinberg, legte oben an demselben einen schönen Garten an, und baute ein so niedliches und kostbares Haus darein, daß diese Anlage jedermanns Augen auf sich zog. Das Gartenhaus wurde, nach dem verjüngten Maßstabe, wie das Herzogliche Lustschloß, die **Solitude**, gebaut: der Herzog selbst gieng einsmals dahin, es zu besehen. Er bewunderte den guten Geschmak und den reichen Aufwand des Bauherrn; und die ganze Einrichtung hatte seinen vollkommenen Beyfall. Das schäzbarste ist die höchst reizende Aussicht nach Stutgardt.

Die Strasse von dieser Stadt nach Ulm, wohin es gegen neun Meilen ist, ist eine vortrefliche Chaussee, die im Lande ihres gleichen wenig hat: der Weg ist fast durchaus eben, bis nach **Geißlingen**, einer kleinen Ulmischen

Stadt, wo man eine hohe Staige, wie man die Wege von dieser Art hier zu Lande nennt, zu paßiren hat. Von Stutgardt aus bis nach Eßlingen sieht man die fruchtbarste und vortreflichste Gegend, und es kann nicht fehlen, sie muß eine der besten des ganzen Herzogthums seyn. Der Wein, der da gebaut wird, gehört unter die besten, besonders derjenige, der zu Untertürkheim, einem sehr ansehnlichen und großen Dorfe, und in Uhlbach gepflanzt wird. Hier wächst das beste Obst; und die Bäume formiren ganze Wälder. Nur ist der Mangel des Holzes für die Einwohner dieser sonst paradiesischen Landschaft eine empfindliche Beschwerde. Einigermassen wird demselben durch die Weidenbäume, die hier in großer Menge auf großen Grasplätzen gepflanzt werden, abgeholfen; und die Bauern sind auch sonst aus Noth sinnreich genug, sich durch allerhand Dinge aus ihren Weinbergen, die die Stelle des Holzes vertreten können, diesen Abgang erträglich zu machen. Eßlingen ist eine nicht große Reichsstadt, die unter dem Schuz des Herzogs von Würtemberg steht, und deren Gebiet ein paar artige Dörfer begreift. Sie hat eine glükliche, angenehme

und höchst fruchtbare Lage. Unter den Gebäuden ist das Rathhaus das schönste. Der Hospital daselbst hat große Einkünfte. Um noch an eben den Tag nach Göppingen zu kommen, konnten wir uns hier, da wir spat angekommen waren, nur kurze Zeit aufhalten. Der Anblik dieser Stadt, die würklich aus ihren traurigen Ruinen sehr schön wieder aufzustehen anfängt, war schauervoll für mich, wiewohl ich sie vor dem großen Brande nicht gesehen hatte. Sie soll eine der besten, größten und wohlgebautesten Städte des Landes gewesen seyn. In ihrem künftigen Zustande wird sie nun wohl eine noch bessere Figur, als vorhin, machen: es wird aber eine sehr theuererkaufte Schönheit seyn. Das Elend, in das die Einwohner durch diesen unglüklichen Zufall versezt worden sind, muß, den Erzählungen nach, die man nicht ohne die größte Empfindung anhören kann, beynahe unaussprechlich gewesen seyn. Ein Wetterstral zündete an; zum Unglük war der Wind gleich im Anfang des Brandes heftig, und wurde nachgehends durch die Wuth der Flammen noch heftiger. Das Feuer breitete sich, der guten Anstalten ungeachtet, in wenigen Augenbliken immer

weiter aus: der Herzog, von dem alle Beamtete genau angewiesen sind, ihm von jedem Brande augenbliklich und auf das geschwindeste Nachricht zu geben, eilte herbey; und da er schon mehrmalen bey so traurigen Gelegenheiten durch die vortreflichste Anordnungen und den bewundernswürdigsten Eifer sich zum besten der Unglüklichen verwendet hatte, so waren doch die Anstalten vergebens, und in nicht gar 24 Stunden lagen etliche hundert Gebäude in der Asche. Wie es allemal in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, so gieng es auch hier. Einige wollen bemerkt haben, daß die Anstalten noch besser seyn, wenigstens besser hätten befolgt werden sollen und können. Man wollte die Ursache der Unordnung in der Brandassecurationsanstalt suchen, auf die man sich in Absicht auf die Häuser zu viel verlassen habe, und nur auf die Rettung der Meublen bedacht gewesen seye. Dies glaube ich nicht; theils weil das immer, ehe noch eine Brandkasse war, die Gewohnheit des Pöbels gewesen ist, wenn man nicht von Seiten der Vorsteher zu wehren wußte; theils, weil der Herzog selbst, der seinen Befehlen Nachdruk zu geben weiß, fast bey dem ganzen Brande zu-

gegen gewesen ist. Die Kirche wurde gerettet; aber das schöne Rathhaus hatte gleiches Schiksaal mit den übrigen Häusern. Der Verlust ist wohl weit größer, als man sich solchen vorstellen kann; und der vielen milden Gaben unerachtet, die ausserdem, was den Bürgern zur Wiederaufbauung ihrer Häuser aus der Brandcasse gegeben wird, welche Summe ich Ihnen schon gemeldet habe, den Unglüklichen von den Einwohnern Würtembergs, die keine eigene Wohnhäuser besizen, auch häufig ausser Landes her, mitgetheilt worden sind, und sich sehr hoch belaufen, ist doch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die allermeiste jemal zu dem Ersaz nur der Hälfte dessen, was sie verlohren haben, wieder kommen werden. Der Brand fiel in die unglüklichste Zeit des Jahres, da die Speicher und Kornböden schon angefüllt waren. Die Stadt hatte sehr viele Handwerker, und besonders Zeugmacher und Weber, denen der Erkauf neuen Handwerkszeugs und Stühle hart fallen wird. Der Winter war vor der Thüre: eine Menge Brennholz war auch im Rauch aufgegangen. Auf dem Rathhause und in andern Wohnungen der Beamteten und Vorsteher wurden eine Menge

Akten und anderer wichtigen Urkunden dem Feuer zum Raube, deren Verlust würklich unersezlich ist.

Je schröklicher aber ist dieses Unglük war, desto mehr mußte ich über die Erzählung, die mir in einem gewissen Dorfe nicht weit von Göppingen, wo wir uns eine kleine Weile aufhielten, gemacht wurde, erstaunen. Die Einwohner wurden in den benachbarten Dörfern aufgenommen, und so lange beherberget, bis sie wieder an Behörde Dach und Fach fanden. Man konnte nicht beschreiben, wie ausgelassen sich viele dieser Leute, besonders an Sonn- und Feyertägen, in den Wirthshäusern, bezeugt haben. Ich entschuldigte sie mit dem Sprüchwort, daß auf einen bösen Markt ein guter Muth gehöre, und daß man mit diesen Unglüklichen Mitleiden haben müßte, die sich des Todes Bitterkeit auf alle mögliche Art zu vertreiben suchten. Die Nachwehen würden schon kommen, ꝛc. Ich merkte dem Eiferer an, daß es ihn vielleicht schwer angekommen seyn mochte, seine milde Hand aufzuthun, und daß er in diesem allerdings tadelswürdigen Betragen eine Entschuldigung seiner Sparsamkeit zu finden glaubte.

Der Grundriß der neuen Stadt muß dem Herzog vorgelegt werden. Sie wird, in Ansehung der grossen und breiten Strassen und der Regelmäßigkeit der Gebäude in Zukunft die erste unter den Landstädten seyn, von ihren Schwestern aber wohl über diesem Vorzug nicht beneidet werden, als vielleicht in so ferne, als auch diese Theil daran, durch ihre Beyträge, nehmen mußten. Doch ist es auch in diesem Falle gewiß tausendmal wahr, daß es besser sey, Geben als Nehmen. Im Vorbeygehen gesagt, habe ich bey meiner Reise durch dieses Land die Gutthätigkeit der Einwohner als einen Zug in ihrem Nationalcharakter wahrgenommen. Ich las die wöchentlich in Stutgardt herauskommende Intelligenzblätter, so oft ich sie haben konnte, und fand darinn Stoff zu verschiedenen Betrachtungen. Das, was Stuttgardt allein angeht, z. E. verlorne Dinge, Vermiethungen der Häuser u. s. w. so wichtig es dem Einwohner ist und seyn muß, konnten mich nur wenig intereßiren. Aber auffallend waren mir die Bankerotte der Bürger, Bauren und Handwerker, die ich darinn ausgekündigt, bey den meisten aber die trostreiche Nachricht angehängt fand, daß nur

wenige Gläubiger sich bey den schlechten Vermögensumständen des Schuldners Hofnung machen dürften, auch nur zu einem Theil ihres ausgelehnten Geldes zu kommen. Da ich mich dieses, weil fast kein Blatt wenigstens ohne eine solche Nachricht war; manche aber deren mehrere enthielten, bey dem mir sonst bekannten Wohlstand der Würtemberger, sehr befremden ließ; so suchte ich hierüber von Personen, die Kenntniß davon haben konnten, und denen ich Unparteylichkeit zutrauen durfte, Belehrung zu erhalten. Ich sollte bedenken, hieß es, wie stark die Einwohnerschaft im Herzogthum sey: und da alle dergleichen Vorfälle in den Intelligenzblättern angezeigt werden müßten, so würde ich leicht einsehen, daß die Anzahl derselben nach Verhältniß der Menge der Familien doch nicht zu groß sey; ja, daß sie noch gerade mehr abnehme, je mehr den neuern Verordnungen des Herzogs von den Ortsobrigkeiten nachgelebet werde, worauf der Herzog ein sehr wachsames Auge habe. Unter andern hörte ich, daß einem solchen neuern Gesez zu Folge, diejenige Ortsobrigkeiten, die bey einer Geldaufnahme zur Sicherheit des Gläubigers die

auf dem Schuldbriefe diesem verpfändete Grundstüke unterschreiben, im Fall der Schuldner so tief in den Verfall käme, daß er nicht bezalen könne, in die Stelle des Schuldners treten und bezalen müssen. Man führte mir Beyspiele an, da dieses Gesez förmlich nach aller Strenge vollzogen worden sey. Dies dünkt mich, eine sehr heilsame Schärfe zu seyn. Die Vorsteher werden dadurch klug, und suchen den gänzlichen Verfall eines Mannes, der auf dem Sprung steht, Bankeroute zu machen, noch zu rechter Zeit zu hindern; und dies kommt diesem, dem Gläubiger, der ohne diese Vorsicht Schaden leiden würde, den Vorstehern, und am Ende dem ganzen Publikum selbst, auf mehr als eine Weise, zu statten. Je vorsichtiger die Obrigkeit bey den Geldaufnahmen ihrer Bürger ist, und nicht jedem schlechten Haushälter in seinem Leichtsinn, eine Summe Geldes nach der andern bey andern zu borgen, unter die Arme greift, desto mehr werden diese auf ihre Haushaltung aufmerksam, und weil sie nun nicht mehr überall Gelder borgen können, genöthiget, von dem Weg des Verderbens umzukehren. Vergeben Sie mir diese Digreßion. Sie

dient auch zur Kenntniß dieses Landes und seiner inneren Verfassung in einem nicht unbedeutenden Punkte. — Ich komme auf die Gutthätigkeit der Würtemberger. In eben diese Intelligenzblätter müssen auch notable Unglüksfälle gesezt werden. So häufig diese vorkommen, eben so häufig finde ich auch milde Gaben, entweder für diese Verunglükte selbst, wenn sie noch am Leben sind, oder für ihre Hinterlassene, Wittwen oder Weisen, angezeigt. Sie sind zwar nicht alle von grossem Belange, aber doch so zalreich, daß den Elenden doch manche thätige Hülfe dadurch wiederfährt. Und wie viele Gutthaten werden an diese Verunglükte — denn die in dem Intelligenzblatt bemerkte kommen alle von solchen her, die nicht genannt und bekannt seyn wollen, und diese Anzeigen sind nur für den Gebenden eine Art von Empfangschein — sonst abgeschikt und übergeben, die nicht öffentlich aus der eben angezeigten Ursache, bekannt gemacht werden! Gewiß eine Sitte, die so rühmlich, als vielleicht anderer Orten selten ist. Auch fand ich in diesen öffentlichen Blättern hin und wieder, daß auf Landesherrlichen Befehl an solche Personen, die mit grosser Gefahr ihres eigenen Le-

bens andere der augenscheinlichsten Lebensgefahr, z. E. des Ertrinkens, u. d. gl. entrissen und sie gerettet hatten, gewisse Belohnungen aus herrschaftlichen und den gemeinen Cassen ausgetheilet worden. Dies ist in der That der Sache sehr angemessen. Wenn alle Federn im menschlichen Gemüthe, sonderlich des Pöbels, matt sind, so ist es der Eigennuz nicht. Kann man wohlthätige Absichten auf keinen andern Weege erreichen, so muß man sich diesen gefallen lassen, und froh seyn, daß man ihn nur haben kann. Sie wissen selbst, **mein Liebster**, daß schon vor einigen Jahren der Herzog eine sehr schöne und seiner würdige Verordnung hat ergehen lassen, daß man den Ertrunkenen, Erstikten vom Bliz getroffenen und andern dergleichen verunglükten Personen zu Hülfe kommen solle: es sind zugleich die Mittel vorgeschrieben, die man anzuwenden, und unter der Aufsicht der Aerzte, und mit Zuziehung der Wundärzte zu gebrauchen habe. Der Befehl muß alle Jahre zu gewissen Zeiten öffentlich vorgelesen und aufs neue eingeschärft werden. Und zu der Zeit, da er das erstemal publicirt wurde, mußten die Geistliche eine diesem Gegenstand angemessene feyer-

liche Predigt halten, hauptsächlich aber dem schändlichen unter dem gemeinen Volke sehr eingewurzelten Vorurtheile begegnen, daß derjenige sich Schande und Unehrlichkeit, und Unfähigkeit, ferner ein Mitglied einer Zunft, oder eines Handwerks zu seyn, zuziehe, der einen Menschen, der sich selbst erhängt oder sonst auf eine andere Art das Leben habe nehmen wollen, berühre, oder ihn zu retten suche. Viele glaubten, daß man es dahin nicht bringen werde, da es bekannt sey, wie genau Bürger und Handwerksleute über gewissen von Alters hergebrachten Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen halten. Man hat aber die Erfahrung mit Vergnügen gemacht, daß es nur auf Ernst und vernünftige Vorstellungen ankomme, um über noch so lang verjährte schädliche Meinungen zu siegen.

Mit so vielem Danke es die abgebrannte Göppinger hätten erkennen sollen, daß der Herzog selbst sich die Mühe gab, sich bey dem neuen Anbau ihrer Stadt durch Vorschläge und Befehle zu verwenden; so wurde mir doch gesagt, daß es große Mühe gekostet habe, über die Bürger, deren geringste Sorge die Schönheit ihres künftigen Wohnorts, die

Egalität der Häuser, die Breite der Straßen, u. s. w. war, Meister zu werden. Sie wollten ihre Häuser gerade wieder an dem nämlichen Plaze haben, wo sie vorhin gestanden hatten, es möchte herauskommen, wie es wollte. Doch der Anlage nach, und da schon viele Häuser vollkommen ausgebaut sind, müssen die Widersprecher mit ihrem tollen Eigensinn abgewiesen worden seyn.

Das Rathhaus muß ein für eine solche Landstadt ausnehmend schönes Gebäude werden. Es soll dem Vernehmen nach 20,000. Rthlr. kosten. Wenn zum Schaden der gemeinen Casse keine Schulden gemacht werden dürfen, und sonst sehr verarmten Leuten wieder aufgeholfen werden kann, so läßt sich dieser allerdings beträchtliche Aufwand wohl vertheidigen. Es wird aber an Leuten doch nicht fehlen, die, wenn sie auch sonst nicht dazu geneigt sind, wie es die Gewohnheit des Pöbels ist, alles, was die OrtsObrigkeit verfüget, zu tadeln, und noch gerade es deswegen zu tadeln, weil sie es verfüget, doch sich des Gedankens vielleicht nicht erwehren können: für 10,000. Rthlr. oder gar für eine noch geringere Summe, könnte man im-

mer ein schönes und der Stadt Ehre machendes Rathhaus erbauen, und die andere 10,000. Rthlr. zur Unterstüzung derer anwenden, die bey allen milden Beyträgen und der Concurrenz aus der Brandassecurationskasse doch noch lange über ihren erlittenen Verlust nicht getröstet worden seyen. Entweder müsse das Publicum das Geld dazu von andern borgen; oder habe man es vorräthig. In beeden Fällen habe man Gründe genug vor sich, die einen so großen, und wenn man die Wahrheit sagen solle, unnöthigen Aufwand mißrathen. Im ersten Falle könne man Kapital und Interesse; und im andern die vorräthige Summe selbst zu einem viel nüzlicheren Gebrauch verwenden. Ich hörte zween sehr eifrig miteinander hierüber sprechee: gestehe aber gerne, daß ich, alles zusammengenommen, in meinem Sinn demjenigen beytrat, der den allzukostbaren Plan des Rathhauses nicht ohne Hize verwarf. Auch schien mir der Gedanke nicht uneben, da er hinzusezte: was werden diejenige dazu sagen, die uns aus freyem Mitleiden mit ihrer Gutthätigkeit unterstüzt haben, daß man ihre Gaben so anwendet? 10,000. Rthlr. würden

unsern Landesleuten in Neuenburg, die noch dazu im Brande eine Kirche verloren haben, die ihnen etliche wenige Jahre vorher 16,000. Rthlr. kostete, in Gülstein und Vaihingen gute Dienste thun. Der Herzog wird den Streit ohne Zweifel entscheiden, dem der Entwurf des Rathhauses auch unter die Augen kommen muß.

Das sehr artige fürstliche Schloß wurde von den Flammen verschont. Auf diesem hielte sich die verwittwete Herzogin, Maria Augusta, die Mutter des regierenden Herzogs, einige Jahre auf. Es geschahe nicht mit ihrem Willen, daß sie Stutgardt mit Göppingen verwechselte. Größe Irrungen, die sich unvermuthet zwischen dem regierenden Herrn und der Mutter, die während der Minderjährigkeit des Sohnes mit dem Ruder in der Hand sich selbst sehr wohl gefiel, entsponnen, veranlaßten diese Veränderung. Ob sie jemal wahrhaftig darüber zur Ruhe gekommen, wird wohl niemand mit Gewißheit behaupten können, wenn sie es auch selbst versichert haben sollte. Uebrigens wußte sie sich ihren Aufenthalt sehr angenehm zu machen. Zu gleicher Zeit hatte die Wittwe des Herzogs Eber-

hard Ludwigs, die durch ihre langwürige unangenehme Situation noch bey Lebzeiten ihres Gemahls bekannt genug ist, ihre Residenz in **Kirchheim an der Tek**, einer der anmuthigsten Städte des Landes, die auch ein sehr feines fürstliches Schloß hat. Der Hof dieser Princeßin sahe aber eher einer Kirche, als einem Hofe ähnlich. Es sind verschiedene Landstädte im Herzogthum Würtemberg, die dergleichen Schlösser haben, die zu den Wittwensizen der Herzoginnen des Hauses bestimmt sind. Im nächsten Briefe gebe ich Ihnen Nachricht von der Reichsstadt **Ulm**, wo ich mich sehr lange und nicht ohne Vergnügen aufgehalten habe. Ich bin 2c.

## Neunter Brief.

Von **Göppingen** aus kömmt man, wenn man nach **Ulm** gehet, in wenigen Stunden in das Gebiet dieser ansehnlichen Reichsstadt, und ich ergözte mich recht an den schönen und grossen Dörfern, durch die ich reisen mußte. Ich machte den Schluß von dem Wohlstand dieser, der überall sichtbar ist, auf die Glük-

seeligkeit des ganzen Staats. Man sieht die fruchtbarsten Aeker und Wiesen, und die schönsten Waldungen in denen zum Vergnügen der Herren von Ulm, die sich gerne mit der Jagd abgeben, ganz feine Wildbahnen sind. Manche Dörfer sind so groß, daß sie zween Geistliche haben, einen Pfarrer und einen Diakonus, wiewohl dieser mehrmalen Filialien hat, in denen er, nicht ohne Beschwernis, die Gottesdienste zu versehen hat. Die Einkünfte dieser Herren sollen nicht zu verachten seyn. Je besser sie aber sind, mit desto mehr Arbeit sind sie auch verbunden, wie ich denn von einem Ulmischen Dorfe gehört habe — ob ihrer mehrere sind, weiß ich nicht — daß der Pfarrer daselbst auch Schulmeistersdienste versehen muß. Feyertage kann er nun zwar wohl bey diesen Umständen nicht haben. Am Sonntage hat er seinen Kirchendienst: und an den Wochentagen muß er in der Schule seyn. Allein beyderley Arbeiten bieten einander doch die Hände in der Hauptsache vortreflich. Der Pfarrer bildet auf diese Weise seine ganze Gemeinde, alte und Junge; und die Versuchung zum Müßiggehen, zu Klubbs, in denen getrunken und gespielt wird, wenn

die Herren Amtsbrüder aus der Nachbarschaft nach der Reihe: bald bey diesem, bald bey jenem zusammen kommen, eine Gewohnheit, die, so vieles auch andere bey Leuten dieses Standes daran auszusezen finden, doch unter den Ulmischen Predigern gäng und gebe ist — ist ihm auch erspart. Das Städtchen Geißlingen, daß nur ein paar Meilen von Ulm liegt, ist durch nichts merkwürdig, als durch die artigen Drechslerarbeiten, die dort in Menge verfertiget werden. Ein Fremder kann kaum den ersten Schritt in den Gasthof thun, so wird er von Mädchens belagert, die dergleichen Waare feil tragen, und denen man, wenn man Ruhe haben will, wohl abkaufen muß. Es liegt zwischen sehr hohen und wild bewachsenen Bergen, und man hat einen ungemein steilen Berg zu besteigen, bis man auf die Ebenen des Ulmischen Gebiets kömmt. Die Stadt **Ulm** zeigt sich dem Auge in der Ferne sehr vortheilhaft. Ihre Lage ist höchst angenehm. Die **Donau**, die hart an der Stadt vorbey strömet, trägt vieles zur Anmuth ihrer Situation bey; so wie sie auch für den Handel sehr bequem ist. Um die Stadt herum siehet man die schönsten Gärten, die die Herren

Patricier, unter denen viele von grossen Mitteln sind, zu ihrem Vergnügen angelegt, und mit schönen Häusern gezieret haben. Die Bürger sehen aber eben diese Schönheit und Pracht nicht mit ganz gleichgültigen Augen an, und bezeugen, daß sie die Ursachen des Druks, unter dem sie, in Absicht auf ihre schwere Abgaben, leben müßen, unter andern auch in diesem Aufwand ihrer Obrigkeit mit zu suchen haben. Ich werde Ihnen hievon in der Folge noch mehreres sagen. Dies ist freylich das oft und gröstentheils unverdiente Schiksaal der Obrigkeit, daß die Mißgunst der Unter. tergebenen die guten Vermögensumstände ihrer Vorgesezten durchaus nicht anders ansehen will, als ob die Quellen davon ihr Schweis und Blut wäre. Ich beobachtete das nämliche im Herzogthum Würtemberg, wo in manchen Orten die Bürger aufrecht und redlich glauben, und es sich ja nicht nehmen lassen, daß ihre Vorsteher alle die Gelder, die das Jahr hindurch an Steuern und dergleichen bezalt werden, an dem Ende des Jahres unter sich theilen, und höchstens einen kleinen Theil davon der hohen Landesobrigkeit überlassen. Wo käme sonst, denken und sagen sie, der

Reichthum unserer Herren, ihre schöne Häuser uud Gärten, ihre prächtige Kleider, ihre wohlbesezte Tafeln: ihre Kutschen und Pferde und Bediente, ihre Capitalien, die Heurathgüter, die sie ihren Kindern geben, die Summen, die ihre Söhne auf Universitäten und Reisen vergeuden, her, wenn das nicht wäre? Die Rechnung ist freylich auf diese Art bald gemacht. Der gemeine Mann muß sich sein Brod sauer werden lassen. Bey aller Arbeit und Mühe, die er mit den Seinen anwendet, kommt doch oft ein sehr kümmerlicher Verdienst heraus. Warum sollen es andere besser haben, als ich, sagt er, die doch im Grund nicht besser sind, als ich? Es kann mit rechten Dingen nicht zugehen. Unsere Herren müssen das, was sie besizen, auf unrechtmäßigen Weegen erworben haben. Sie halten, mit Einem Wort, wie mich einstens ein Geistlicher im Würtembergischen, der einen feinen Beobachtungsgeist hat, versicherte, alles, was nicht gemeiner Mann, sondern Herr heißt, für Schurken und Schelmen, und glauben, daß es noch unverdiente Gelindigkeit seye, wenn sie diese ihre feine Hypothesen, äusserlichen Wohlstands halber, nur bey sich

behalten, und ihren Vorgesezten das, was sie von ihnen denken, nicht gerade unter die Augen sagen. Daß gerade alle Untergebene so denken, hoffe ich eben nicht. Manche sind von der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe ihrer Obrigkeiten, und von ihren väterlichen Gesinnungen gegen die Untergebenen überzeugt, und können es seyn. Aber an Misvergnügten fehlt es niemal; und da das menschliche Herz nun einmal so geartet ist, daß es die Ursachen des Unheils, unter dem es seufzet, immer lieber bey andern, als bey sich selbst sucht, so ist sich über diese Gedenkungsart eben nicht zu verwundern. Behutsam sollten wohl die Obrigkeiten dabey werden, und, wenn sie wissen, daß Mißtrauen vorhanden ist, lieber in ihrem Aufwande weniger thun, um, auch bey dem besten Gewissen, dennoch nicht einmal von ferne den auf sie gerichteten Augen Blöße zu geben. —

Die Stadt Ulm wird wohl, in Absicht auf Größe und Umfang, Stutgardt wenig nachgeben: aber in Absicht auf die Volksmenge geht diese Stadt jener zuverläßig weit vor. Sie enthält mehr nicht, als 14, höchstens 15,000. Einwohner. Stutgardt hat, wie ich Ihnen

schon werde gemeldet haben, deren 20, bis 22,000. Sie ist wohl gebaut, aber an modernen Gebäuden arm, in welcher Rüksicht abermal Stutgardt einen großen Vorzug hat. Doch sieht man einige schöne Häuser hier, die reichen Patriciern oder Kaufleuten gehören. Innwendig aber wird die Reinlichkeit desto höher getrieben, so wie auch auf den Gassen nahe an den Häusern und an den Hausthüren; so hoch, daß es einigen bis auf das Lächerliche getrieben scheinen könnte. Die Reinlichkeit der Holländer werden sie doch nicht erreichen; und man findet zugleich doch solche Dinge mit unter, die mit dieser Propretè sehr stark kontrastiren. Die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude sind das Münster, das durch ganz Deutschland berühmt ist, das Zeughaus und das Comödienhaus. Wenn Ulm auch an sich nicht viel anziehendes hätte, so würde doch das erstaunenswürdige Gebäude, die Hauptkirche allein, verdienen, daß man, um sie zu sehen, hieher reise. Die heutige Baumeister mögen sich auf ihre Kunst noch so vieles zu gute thun, so werden sie doch, wenn sie diese Kirche und ihren Thurm beschauen, sich zur Bescheidenheit angetrieben finden. Sie erwar-

ten unfehlbar keine detaillirte Beschreibung derselben von mir, da man solche in einer eigenen Schrift finden kann, die in jedermanns Händen ist. Die Kirche ist von erstaunender Höhe und Länge; es fehlt ihr aber an Licht, wie gemeiniglich allen alten Gothischen Gebäuden von dieser Art. Die Kanzel ist so gebaut, daß der Prediger, ohne sich mit seiner Stimme Gewalt anthun zu dürfen, überall gehört und verstanden werden kann. Schöne Epitaphien sieht man in der Kirche hin und wieder. Die Orgel ist ein Werk von ungeheurer Größe und Stärke. Die gemeinen Leute wissen viel von dem großen Maß, das die größte Pfeife fasse, zu erzählen. In der Sakristey, worinnen gewisse Versammlungen der Geistlichkeit gehalten werden, — denn zu dem Aufenthalt des Predigers, bis er auf die Kanzel geht, ist nahe bey dieser ein eigenes hölzernes Häuschen, das der Kirche eben keine große Zierde giebt — findet man verschiedene artige Gemälde, und unter diesen eines, dessen Meister mir nicht mehr beyfallen will, dem man einen großen Werth beylegt. In dieser Kirche wird alle Tage Gottesdienst, und alle Sonntage Communion gehalten. Die Geist-

lichkeit ist sehr orthodox, und das Volk ungemein gottesdienstlich, so daß es in Besuchung der Kirchen das Hauptwesen ihrer Religion sezt. Unter den Vornehmern reißt das, was man sonst überall auch antrift, je länger je mehr, auch in Ulm ein: und Voltäre wird hier angebetet, wie anderswo. Den Thurm dieser Kirche kann man ohne Erstaunen nicht ansehen. Er wird zwar von dem in Straßburg, den ich auch gesehen habe, an Höhe und Schönheit übertroffen. Kunstverständige wollen ihm aber doch in einigen Stüken einen Vorzug vor jenem beylegen. Es sind über 400 Jahre, daß er gebaut ist. Damal war die Zeit, da noch das Sprüchwort richtiger war, als in unsern Tagen: **Ulmer Geld zwingt die Welt.** Und doch behauptet man, daß die Unkosten des Baues sich bereits zu hoch belaufen haben, als daß man dem Thurm die verhältnismäßige Höhe zu seiner Dike hätte geben können. Von diesem Thurm hat man die vortreflichste Aussicht auf die benachbarte Gegend bis auf viele Meilen weit. Da das Land hier sehr eben ist, so läßt sich leicht denken, wie weit das Auge reichen müsse. Auf den Fall, daß der Strahl den Thurm anzün-

dete, sind immer große mit Wasser angefüllte Kessel in Bereitschaft; wie denn überhaupt die Anstalten bey Feuersbrünsten hier so gut sind, daß man kein Beyspiel weiß, daß mehr als ein Haus im Rauch aufgegangen wäre. So bald ein Hochgewitter ausbricht, so werden Verfügungen getroffen, bey denen die größte Gefahr bald überwunden ist.

Das Zeughaus ist mit alle dem, was darein gehört, wohl versehen, und desto nothwendiger, da der Ort eine Vestung ist. Der Nuzen davon ist gegenwärtig nicht mehr abzusehen: und derjenige, der es vor ein paar hundert Jahren in Vorschlag gebracht hat, die Stadt zu befestigen, hat sich bey den jezigen Einwohnern, wenn sie besonders an den Churfürsten Maximilian Emanuel von Bayern gedenken, der sich mit ihrer Stadt in dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts mehr, als ihr lieb war, abgegeben hat, und sie unsauber überrumpelte, schlechten Dank verdient. Die Festungswerke werden immer noch, — zu was Ende, weiß niemand — mit großen Unkosten unterhalten; vielleicht aus einer ähnlichen Ursache, wie ich Ihnen von einem Städtchen im Würtembergischen erzählte, da

die Vorsteher sich der anzulegenden Chaussee wi- dersezten, weil sonst ihre Leute bey den Wegen, wenn sie nicht mehr schlecht seyen, kein Geld mehr mit ihren Karren und Pferden verdienen würden — also, um den Leuten Arbeit zu geben. — Ob eben diese FestungsUnterhal- tungsunkosten auch unter den Klagpunkten sind, die die Bürgerschaft bey dem Reichs- Hofrath eingegeben hat, weiß ich nicht. Viel- leicht hätte sie eher Ursache, sich hierüber zu beschweren, als über viele andere Dinge, wo- von sie groß Aufhebens machet. Diese Streitigkeiten währen schon über Jahr und Tage. Das Feuer soll durch einen Mißver- gnügten angeblasen worden seyn, dem die Bürger große Weisheit und Einsicht in die Regimentsverfassung und Staatswirthschaft zutrauten, und dem ein solcher Anlaß will- kommen war, um seinen Leidenschaften wider den Magistrat, oder wenigstens einige Mit- glieder desselben, von denen er nicht erhielt, was er fordern und erwarten zu können glaub- te, Nahrung zu geben und Luft zu schaffen. Er wußte ihnen weis zu machen, daß ihnen zur Ungebühr harte und unerschwingliche Ab- gaben auferlegt wären; daß nicht alle öffent-

liche Gelder in die gehörige Kasse flößen; daß man für das Land äusserst nachtheilige Verkäufe von Waldungen und andern Grundstüken geschlossen habe, die nicht vorgegangen seyn würden, wenn nicht die Käufer, die ihren großen Vortheil dabey gesucht und gefunden haben, an Behörde durch bekannte Weege diese Veräusserungen bewürkt hätten. Man habe eben diesen Veräusserungen, da das Publikum große Augen darüber gemacht, eine scheinbare Farbe zu geben gewußt, und behäuptet, daß die Staasbedürfnisse bey dem Verfall der Einkünfte, der sich von der Bayerschen Invasion herschreibe, und von dem sich die Republik noch nicht erhohlt habe, baare Summen nöthig habe, und daß es ja besser sey, sich auf diese Art höchst unentbehrliche Baarschaften zu verschaffen, als Gelder aufzunehmen, und durch die davon zu bezahlende Interessen die Auflagen, über die man vorhin so sehr schrye, noch mehr zu erhöhen. Bey Besezung der Aemter in der Stadt und auf dem Lande gehe alles nach Gunst und Geschenken, und nicht nach Verdiensten. Die Patricier, oder wenigstens die mächtigste unter ihnen, reißen solche Bedienungen an sich, die

bisher nicht an Patricier, sondern an andere abgegeben worden seyen. Einige Familien unter diesen, von denen mehrere im Senat seyen, spielen den Meister, und um diesem abzuhelfen, sollten lieber, um das Patriciat zu verstärken, fremde in den Magistrat aufgenommen werden; so würde die Plage des Nepotismus von selbst aufhören, und was dergleichen Klagen noch mehr waren, an denen es ohnehin unruhigen Köpfen, die sich einmal vorgenommen haben, überall Gespenster zu sehen, besonders wenn sie etwa auch noch einige Kenntnisse besizen, niemal fehlen kann. Die Bürgerschaft fieng nun unter dem Vorsize dieses Gracchen Zusammenkünfte in den Privathäusern zu halten an, und es blieben wenige übrig, die nicht Parthie nahmen. Der Magistrat wurde aufmerksam, und verbot solche. Die Sache kam aber doch so weit, daß sie vor den Reichshofrath gebracht wurde, und sich der Magistrat verantworten mußte. Es gieng eine Deputation vom Rath nach Wien, und die Bürger glaubten den Sieg beynahe in den Händen zu haben, da eine Kaiserliche Commißion verordnet wurde, die die Staatswirthschaft genau untersuchen mußte. Es

kamen Marggräflich Baadische Räthe nach Ulm, denen alles vorgelegt wurde. Während dieser Zeit wollte sich der Syndik der Bürgerschaft — denn als ein solcher wurde der bemeldete Anführer nachgehends selbst von dem Reichshofrath feyerlich erkannt — wieder für seine Person mit dem Magistrat in Traktaten einlassen, schrieb Bedingungen vor, unter denen er das Gewehr niederlegen, und das angefangene, dem Frieden und der Einigkeit zu lieb, auf sich beruhen lassen wolle. Der Magistrat, der vermuthlich seiner Sache auch gewiß war, und sich auf seine gute Sache verließ, antwortete ihm, wie er es verdiente: und er soll in der That gegenwärtig in solchen Umständen seyn, daß er, wenn es nur möglich wäre, das Geschehene gern ungeschehen machen würde. Inzwischen referirte die Baadische Commißion bey dem Reichshofrath, und der Magistrat soll von diesem erstatteten Bericht nichts zu befahren haben. Man ist auf den völligen Ausgang sehr begierig: und die Bürgerschaft fängt an, den Ton sehr herabzustimmen. An Unkosten, die sie zu bezahlen hat, wird es nicht fehlen; und man glaubt, eben dieser Umstand, wenn es zum Zecheb-

zahlen komme, werde das vorhin so einige Reich der Bürgerschaft mit sich selbst im höchsten Grade uneins machen. Nicht alle Bürger haben an allen Klagen Antheil genommen, sie wollen also auch nicht an allen Kosten Theil nehmen; und wer kann sie darum verdenken? Wer soll aber nun diese Puncte auseinander sezen, und wer kann es thun? Wenn man mich desfalls fragte, so würde ich sagen: der patriotische Syndik und die patriotische Anführer unter der Bürgerschaft — denn es gibt bey dergleichen Angelegenheiten immer solche, die den Ton geben, und andere, die aus Einfalt, oder Küzel, auch ein Wort dazu sprechen, wenn man der Obrigkeit zu Leibe will, oder auch aus andern Ursachen, weil der Tongeber der Vetter oder Schwager ist, oder weil man diesem oder jenem aus dem Rathe — mit Grund, oder nicht? daran ist nichts gelegen — nicht gut ist, andern nachschwäzen — sollten zur Bezalung der Hauptzeche angehalten werden, und dann die übrige mit anstehen; so finden sie doch Ehre in dem Gedanken, auch mit unter den Patrioten gewesen zu seyn, und, bey den empfindlichen Heimsuchungen ihres Beutels, einen Theil ihres Ver-

mögens dem gemeinen Besten aufgeopfert zu haben. Und zu diesem edelmüthigen Opfer kann ihnen der Magistrat aufrichtigst Glük wünschen. Vielleicht entscheidet aber der Reichshofrath dies auf eine andere Art, und dann nehme ich meinen Vorschlag wieder zurüke. Ohne Schröpfungen kann es nicht abgehen. Was schadet es aber? Der Magistrat sieht nun doch, daß die Bürgerschaft nicht wie mit Strohmännern mit sich umgehen läßt, und wird in Zukunft vorsichtiger seyn. Sollte aber die Folge gar die seyn, daß nun beede Theile näher zusammenrükten und in Frieden lebten, so wäre eine große Summe nicht darum zu nehmen, daß der Krieg nicht angegangen wäre. Am Ende sollte man den altdeutschen Vers an die Thüre des Zimmers schreiben, worinn die Zusammenkünfte, wie man den Magistrat zu Paaren treiben wolle, gehalten worden sind:

Nach Krieg macht Fried die närrisch' Welt!
Hielt sie vor Fried, b'hielt sie ihr Geld.

Sie erlauben mir, **mein liebster Freund!** bey dieser Gelegenheit noch etwas zu sagen, das hier nicht am unrechten Orte stehen wird. Gerade um die Zeit, da die Kaiserliche Com-

mißion gegenwärtig war, um das Oecono- miewesen zu untersuchen, bewieß der Magistrat der Bürgerschaft sein gutes Gewissen, und sein himmelvestes Vertrauen auf seine gute Sache, troz allen auch den spizigsten Desiderien der Bürgerschaft in Ansehung der Verwendung der öffentlichen Gelder, auf die einleuchtendste und handgreiflichste Weise. Errathen Sie wohl, wie? in einem Staate, in dem die Handlung, wie die Welt weis, gar nicht mehr in dem alten Flor steht, und dessen kleine Reste traurige Zeichen des ehmaligen Wohlstandes sind; in welchem die Bürger über drükende Auflagen klagen, und der Magistrat bey der Anerkenntniß, daß diese Klagen nicht ganz ohne Grund seyen, sich theils mit der offenbaren Nothwendigkeit entschuldigt, theils auf bessere Zeiten, und denn auf gewiß erfolgende Erleichterung vertröstet: in einem solchen Staate wurde beschlossen, ein **Comödienhaus** zu erbauen. Lachen Sie nicht, Freund, und eben so wenig ärgern Sie sich. Jedes, auch das schlimmste Ding, hat zwo Seiten. Darüber habe ich keine Nachrichten, ob die Erbauung eines solchen bey der heutigen gesitteten und feinen Welt zur (wahren, oder eingebildeten? darüber fragen Sie mich nur nicht) Bedürfnis

gewordenen Hauses durch die einmüthige oder nur mehrere Stimmen des Magistrats beschlossen worden seye? Ob es durch eine Deputation von der Bürgerschaft bey Rathe angebracht und verlangt; oder ob dieser durch einen aus seinem Mittel darzu veranlaßt worden, Umfrage deswegen zu halten, um es zu Stande zu bringen. Genug, es wurde gebaut, und wie ich versichert worden bin, wenigstens 12,000 Rthlr. darauf verwendet. Kein mächtiger Fürst dürfte sich schämen, ein solches Comödienhaus zu haben. Die Meinungen über diese Materie sind unter denen, die Einsicht besizen, so verschieden, als sie nur immer seyn können. Der eine erklärt es für dummköpfigte Kopfhängerey, wenn man etwas dawider haben wolle. Dies gehört hieher gar nicht; denn die Widersprecher des Comödienhauses haben sicherlich an den Punkt der Religion gar nicht gedacht. Der andere sagt: wenn man gerade so viel, als die Erbauung dieses Hauses gekostet habe, den Bürgern an ihren Auflagen abgenommen hätte, denn hätte sich die Sache hören lassen. Der dritte behauptet: man hätte es blos für diesmal um der kritischen Verhältnis des Magistrats gegen die Bürgerschaft willen, unterlassen, und wenig-

stens eine bequemere und schiklichere Zeit dazu abwarten sollen—ich erzähle nur, was ich gehört habe; es mag noch weit mehrere, als nur diese Varianten, geben. Das scheinbarste, was ein Vertheidiger der Sache, der ein Fremder war, vorbrachte, war das: Dies sey, vorausgesezt, daß es nicht sowohl kein Ueberfluß für Ulm eine so ansehnliche Reichsstadt, sey, ein dergleichen Haus zu haben, als vielmehr bisher eine Schande gewesen sey, keines zu haben, — die schönste Gelegenheit für den Magistrat gewesen, der Bürgerschaft zu zeigen, daß er sich vor ihr nicht fürchte, und daß er an gehörigem Orte auch diesen Aufwand, so wie andere Dinge, die ihm zu Last gelegt werden, standhaft und gründlich zu vertheidigen wissen werde. Da es einmal in den Vorschlag gebracht worden sey — Freylich wenn dies unterblieben wäre, so wäre auch nichts dawider zu sagen, uud dann hörte die Controvers von selbst auf — so habe der Magistrat beynahe unmöglich anders gekönnt, als, um den Bürgern, die sehr aufmerksam auf den Ausgang dieses Vorhabens gewesen seyen, keine Blösse zu geben, solches durchsezen, sollte es auch nur darum geschehen seyn, um die Ehre der

Rebublik zu retten, die doch hoffentlich durch eine Ausgabe von einigen 1000 Rthlrn. nicht werde zu Grunde gerichtet werden. Und ob man es nicht vollends gar für eine feine Erfindung halten könne, der Bürgerschaft etwas hinzu werfen, um ihre Aufmerksamkeit von etwas, das man ihr gerne ganz aus den Augen rüken möchte, ab- und auf ein solches Divertissement hinzulenken, worüber sie ihre Klagen vergessen, und wohl gar sich mit dem Magistrat wieder aussöhnen dürfte, der doch auch für das Vergnügen seines Bürgers sorge. Diese leztere Betrachtung ist gewiß nicht leer und ungegründet, wie ein jeder erkennen muß, dem die Lebensart in Ulm bekannt ist. Der herrschende Geschmak, bey allen Beschwerden über Abnahme der Handlung und Verfall des Nahrungszustandes, sind unter allen Ständen der Einwohner Lustbarkeiten. Jede Gelegenheit ist ihnen willkommen, solchen zu vergnügen. Nicht nur an Sonn- und Feyertägen; sondern auch zu andern Zeiten sind die Gasthöfe voll von Leuten, die sich bey Marggräfler- und Nekar- auch ausländischen Weinen, und bey sonst wohlbesezten Tischen einen vergnügten Nachmittag machen.

An Tänzen, Spazierfahrten, Lustreisen fehlt es niemal. Die Summen, die diese Dinge kosten, sind ungleich grösser, als die Erbauung eines Comödienhauses. Dies darf nur einmal errichtet werden, so ist man auf immer fertig. Jene Ausgaben aber fangen alle Tage wieder von forne an. Wo einzelne Glieder der Bürgerschaft das thun können, da wird doch auch die gemeine Casse ein Haus zu bestreiten vermögen, in welchem die Sitten gebildet, die Empfindung verfeinert, und überhaupt mehr gutes in einer Stunde gestiftet werden kann, als die Geistlichen durch ihre wenigen Sittenlehren in einem Jahrhundert zuwegebringen können. Und ist es nicht besser, daß Leute von allerhand Klassen ein paar Stunden einem Lust- oder Trauerspiele zu sehen, als daß sie sich einer lärmenden, und sehr oft mit den größten Unordnungen verknüpften Ergözlichkeit überlassen? Man berechne noch dazu, welches von beyden mehr geldfressend ist, so ist die Sache bald entschieden. Hätte nicht ein Fremder diese Betrachtungen angestellt, so würde ich mich leicht bereden lassen, daß gerade dieses Räsonnement bey der würklichen Sizung des Rathes, da

das Comödienhaus zur Sprache gekommen die Mehrheit der Stimmen, — denn es soll doch, wie ich mich erst hinten nach erinnere, durch diese, und nicht einmüthig, beschlossen worden seyn — bewürkt habe. Vielleicht gehen nun gerade diejenigen von der Bürgerschaft am liebsten zur Comödie, die die meisten Grillen wider den Magistrat gehabt haben, und diejenige besuchen sie am wenigsten, die die Erbauung dieses Hauses am hizigsten betrieben. Rechtfertigung genug wieder alle diejenige, die über diese neue Anstalt sich noch nicht haben zur Ruhe bringen lassen. Ich habe solches selbst gesehen, und gestehe, daß mich doch bey so bewandten Umständen die darauf verwandte Kosten etwas irre machten, besonders da ich, so lange ich mich in Ulm aufhielt, eine Unordnung bemerkte, die dieser Republik keine Ehre macht, und zu deren Abstellung eine noch so grosse Summe Geldes, als das Comödienhaus gekostet hat, noch nicht zu groß wäre. Den Strassen- und Gassenbettel sieht man hier in seiner ganzen Schändlichkeit. In den Häusern müssen eigene Leute dazu gehalten werden, um die Allmosenfordernde, die vor die Fenster und Thü-

ren kommen, zu befriedigen; und es vergeht keine Viertelstunde, daß diese nicht Arbeit haben sollten. Wie kömmt das, fragte ich, sind denn hier keine Anstalten, um diesem beschwerlichen und gefährlichen Unwesen zu steuren? Ein **Comödienhaus**, war die Antwort, haben wir wohl, aber kein **Zucht**- und **Arbeitshaus**. Nun war ich, die Wahrheit zu sagen, auf einmal anders gestimmt, als bisher, da ich immer noch mit Lebhaftigkeit die Parthie der Mehrheit der Stimmen bey Rathe zur Erbauung eines Comödienhauses nahm. Ich wünschte mir nur so lange Mitglied des Reichshofrathscollegiums zu seyn, biß ich ein gewisses Conclusum hätte zu Stande bringen helfen — dies, dünkt mich, ist doch etwas zu sehr auffallend. Die goldene Regel hätte hier gut angeschlagen: Eines thun, und das andere nicht lassen. Wenn das Comödienhaus auf die Verbesserung der Gedenkungsart und der Sitten einen Einfluß haben kann; so ist ein Arbeits- und Zuchthaus noch nöthiger; um die Verschlimmerung der Sitten zu verhüten. Dies muß vorher geschehen, als denn kann erst das andere nachkommen. Nein, man hätte hier einen Mit-

telweg treffen, die eine Hälfte der Unkosten zu diesem, die andere Hälfte zu dem andern anwenden, und so beyde Absichten miteinander verbinden können — Ob gute Schauspielergesellschaften hieher kommen, weiß ich nicht, da ich in Ulm war, wurde gerade nicht gespielt. Man sagte mir, daß sehr gute Stüke, auch Trauerspiele, aufgeführt werden. Man könnte einem grossen Theile der Einwohner gönnen, daß sie in den Schauspielen gebildet würden. Das Reichstädtische sieht und spürt man ihnen merklich an. In Complimenten sind die Meister, und grosse Freunde des Cerimoniels. Ich wollte keinem Bürger rathen, mit einem Rathsherrn oder seiner Gemahlin eine halbe Stunde zu sprechen, ohne die Anrede: **Hochgeehrter Herr! Hochgeehrte Frau!** wenigstens siebzehnmahl hören zu lassen. Alle Frühjahre kömmt die Kreisversammlung hier zusammen, die ihre Sizungen auf dem Rathhause hält; ein Umstand, der doch auch etwas zur Nahrung der Bürger beyträgt.

Die Anstalten zur Beförderung der Gelehrsamkeit sind hier nicht zu verachten. Das Haupt des Ministeriums ist der **Senior**, der

zugleich Professor der Gottesgelehrsamkeit an dem Gymnasium, Consistorialis, Scholarche und Mitglied des Ehegerichts ist. Alle übrige Prediger sind zugleich Professoren an dem Gymnasium, und haben den Ruhm, daß sie ihren Aemtern mit Würde vorstehen. Friede und Einigkeit herrscht unter ihnen, troz der Verschiedenheit ihrer Gedenkungsart in Absicht auf die heutige Gährung in der theologischen Welt, da sich der eine und der andere zu den neuern, die übrigen aber zu den Orthodoxen schlagen. Das Gymnasium dünkt mich bey der Verbindung der Kanzel und des Katheders nicht viel zu gewinnen. Als Prediger haben sie gehäufte Kirchenarbeiten. Die zur Erholung bestimmte Stunden läßt man sich nicht gerne nehmen; und auf diese Weise, sagt man mir, müssen die Vorlesungen je und je zurüke stehen. Das Comödienhaus fällt mir hier wieder ein. Einigen Predigern die Arbeiten an dem Gymnasium abgenommen, ohne ihnen ihren Gehalt zu schmälern, der ohnehin wie mich andere unpartheyische versichert haben, nicht groß ist: eigene Profeßionen aufgerichtet, und diese mit ansehnlichen Besoldungen begabt, und wenn

auch das Comödienhaus darüber gescheitert hätte, darüber hätte die Bürgerschaft nicht murren können. Bey Ersezung der geistlichen Aemter und der am Gymnasium, dessen Haupt der Rektor ist, nur daß die Prediger am Münster noch über ihm sind, wird ganz genau nach der Ordnung verfahren. Der ältere rükt immer vor, und die jüngere nach. Man will dieses denen, die dabey zu sagen haben, auch nicht sonderlich zum Lobe anrechnen. Es ist klar, daß man bey dieser unwiderruflichen Anhänglichkeit an die Ordnung je und je eine Niete greifen kann. Bequem ist es allerdings für die Berufene und Berufer. Jene wissen allezeit, wessen sie sich bey jeder sich ereignenden Erledigung eines Plazes, ob die Summe ihrer Verdienste groß oder klein ist, oder gar ausfällt, zu versehen haben, und es kömmt alles lediglich darauf an, daß sie so lange leben, bis sie die Reihe trift. Auch fällt bey dieser Methode die Currenterey und die Eifersucht weg, welches beedes böse Plagen sind. Aber auch den Berufern ist so eine Menge Verlegenheit mit Untersuchungen, wer da oder dorthin am besten tauge, mit Vorwürfen, daß man den unrechten ernannt habe, und was dergleichen mehr ist, erspart.

Die

Die Sachen gehen schlechterdings in der Ordnung, und diese ist die Seele der Regierung eines jeden Staats. Ohne diese müßte in kurzem alles in Trümmer gehen.

Den Professor Miller, den Verfasser des Sigwarts und anderer Schriften, die ihm bey dem Ausland Ehre machen, lernte ich auch als einen rechtschaffenen und würdigen Mann kennen. Er war zu erst Pfarrer auf dem Lande, nahe bey Ulm; ist aber nun seit kurzer Zeit ins Stadtministerium gezogen, und ihm auch eine Profeßion bey dem Gymnasium anvertraut worden. Der Mann leistet weit mehr, als sein äusserliches verspricht. Sein Verleger hat sich bey seinen Schriften sehr wohl befunden. Seine Talente reichen viel weiter, als nur auf die Verfertigung von Romanen, wiewohl er sich dieser durchaus nicht schämen darf.

Das Gymnasium hat vor ein paar Jahren durch den Tod des Rektor Millers einen grossen und beynahe unersezlichen Verlust erlitten. Dieser Mann, der in der griechischen und lateinischen Litteratur, in der Geschichte und noch mehreren Wissenschaften wahrhaftig groß war, zog die Gelegenheit, seinem Vaterlande zu

dienen, mehr als Einem glänzenden Glük vor, das er auswärts hätte machen können. Es wurden ihm Lehrstüle in Leipzig und noch auf andern Universitäten angeboten: er schlug sie aber großmüthig, aus Eifer, Ulm nüzlich zu seyn, aus. Seine große und wahre Verdienste sollen dem ungeachtet nicht allgemein erkannt worden seyn; ein Schiksaal, das er mit andern gemein hatte. Sein Angedenken erhält ein Sohn, der Rathsconsulent ist, ein Mann voll Geist und Gelehrsamkeit, der auch schon mehr als Einen vortheilhaften Ruf ausgeschlagen hat. Ulm hatte ehmal an einem seiner Bürger einen sehr betriebsamen Mann. Er hatte auf seinen Reisen **Basedowen** kennen gelernt, und sich ganz in diesen Mann, auf allen Seiten, verbildet. Nach seiner Zurükkunft wollte er seiner Vaterstadt die Früchte seines Nachdenkens und seiner gesammleten Erfahrungen, besonders in Absicht auf die Erziehung und Bildung der Jugend, genießen lassen. Er klagte aber bitterlich, daß er keine offene Ohren fände: nahm inzwischen eine kleine Bedienung an, fand aber seine Denkungsart mit der seiner Mitbürger so dißharmonisch, daß er sein Aemtchen, das natürli-

cher Weise mit keinen reichlichen Einkünften versehen war, niederlegte, und in die Schweiz gieng.

Man trift in Ulm feine Bibliotheken an. Die der Stadt gehörige, ist zwar nicht ausserordentlich zahlreich, aber doch mit schönen Werken versehen, und es wäre ihr nur zu wünschen, daß sie mehr benüzt würde. Hingegen ist die von Kraftische Familienbibliothek von desto größerem Belange, und enthält einen Schaz von kostbaren Werken, besonders in der Geschichte.

Die von Schermarische ist zwar klein, aber wohl eingerichtet; und wird alle Tage noch aus einer dazu vorhandenen Stiftung vermehrt. Sie enthält vorzüglich feine Numismatische Bücher. Nur ist zu bedauren, daß sie an einem sehr unbequemen, engen und finstern Plaze aufgehoben wird. Es würde dieser und der Stadtbibliothek zum Vortheil, und denen, die sie gebrauchen wollen, zum Nuzen gereichen, wenn sie miteinander verbunden würden. Ueberhaupt klagt man über den Mangel des Eifers in diesem Fache. Heilbronn, Memmingen, Lindau, und andere Reichsstädte, die Ulm in manchem Betrachte

nachstehen, wenden alle Jahre einige hundert Reichsthaler auf die Vermehrung ihrer Bücherschäze. Solche Beyspiele verdienten Nachahmung: und gelehrte Mitbürger, denen man doch auch ein bisgen Gehör geben sollte, werden ihre Stimmen immer eher zur Vergrößerung der Bibliotheken, als zu einem Comödienhause geben. Man entschuldigt sich in Ulm mit der Unvermögenheit derjenigen Aemter, die dergleichen Ausgaben zu bestreiten haben; die Vorsteher würden gern die Hände dazu bieten, sie seyen ihnen aber durch das, was ich eben gesagt habe, gebunden. Es wird nicht fehlen, so fällt Ihnen hier das Comödienhaus abermal ein: doch die Gelehrte, die allein nach den Bibliotheken fragen, sind ja nicht das ganze Publikum, sondern nur, und zwar ein kleiner, Theil desselben.

Die Wagnerische Buchdrukerey ist eine wahre Merkwürdigkeit in Ulm. Sie mag wohl, ohne zu viel zu sagen, eine der vornehmsten in Deutschland seyn. Man könnte Wagnern den deutschen Elzevir nennen. Er besizt nicht nur einen sehr großen Vorrath, sondern auch die schönste Schriften, die man sehen kann. Zum Beweiß dienen die klaßische

lateinische Schriftsteller, die in dem Verlage eines berlinischen Buchhändlers vor dreyßig Jahren von ihm gedrukt worden sind, und die der obengenannte Rektor Miller besorgt hat. Die ganze Sammlung davon ist auch nur um der typographischen Schönheit willen eine wahre Zierde einer Bibliothek. Wagner ist selbst auch ein Gelehrter, und Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Helmstädt, und besizt einen artigen Büchervorrath, in welchem man viele seltene Dinge antrift. Er wendet zur Ehre seiner Buchdrukerey vieles auf, die ihm übrigens um der Menge der Arbeiten willen, da sie die einzige in Ulm ist, jährlich ein schönes eintragen muß. Das Collegium juridicum und Medicum ist mit gelehrten Männern besezt, die in einer edlen Nacheiferung gegen einander stehen. Schriftsteller sind, so viel mir bekannt ist, keine unter ihnen. Bey jenen lassen die ordentlichen Geschäfte, die bey einem so großen Gebiete, als Ulm hat, häufig seyn müssen; und bey diesen die Praxis bey den Kranken, an der es an einem Ort, dessen herrschender Geschmak, wie ich Ihnen schon gesagt habe, den Aerzten geflissen in die Hände arbeitet, unmöglich in reicher Maße

fehlen kann, dergleichen ausserordentliche Geschäfte, als das Bücherschreiben ist, das, wie einer von diesen Herren gegen einen andern behauptete, nur für Müßiggänger gehört, nicht zu. Dieser Gedanke kömmt mir doch etwas sonderbar vor. Ich bin weit entfernt, jedem Schriftsteller seine Schriftstellerey zum Verdienste anzurechnen: mancher würde, das einzige abgerechnet, daß er doch zu leben haben muß, und nicht weiß, wie er es auf einem andern Weege angreifen soll, ein größeres Verdienst machen, wenn er nicht Auktor wäre. Aber übrige Stunden gibt es doch immer einige, sollten es auch nur die seyn, die man etwa in Gesellschaften, wenn diese zu häufig besucht werden, oder in Gasthöfen, oder sonst zubringt. Die Woche, in der der Schwörtag in Ulm ist, da die Regierung nach der Reihe an einen andern von den drey Bügermeistern kömmt, die, so lange sie leben, in dieser Würde bleiben, ist die feyerlichste Zeit des ganzen Jahres für die Einwohnerschaft von Ulm. Derjenige, der sich beygehen ließe, um der verderblichen Ueppigkeit willen, der in diesen Tagen alles aufgeopfert wird, eine Aenderung hierinn in der besten Meinung vorzuschlagen, und gewisse Unordnungen

abzustellen, würde sicher, der Klagen und des Patriotismus der Bürger ungeachtet, wenig Ehre aufheben, und vielleicht gar Unruhen erregen. Ich glaube es, den Erzählungen und Beschreibungen zu Folge, die ich davon gehört habe, gerne, daß manche Familien in diesen wenigen Tagen einen Aufwand machen, von dem sie ein paar Monathe leben könnten. Da man ausser dieser Zeit wenig haushälterisches bey den meisten sieht, so ist die Rechnung leicht zu machen, wohin es bey diesen Feyerlichkeiten, durch die man zu allem, wenn es noch so kostsplitterig ist, legitimirt zu seyn glaubt, kommen kann. Die Gastwirthe wünschen gewiß mit dem wärmsten Herzen dem neuen Regenten zu dem Antritt seiner Würde Glük; und die Einstellung eines einigen Schwörtages würde ihnen ein schönes Capital schaden.

Bey der Erwählung zu Rathe, oder zu andern Aemtern, die von Rathsgliedern bekleidet werden, wird dem Vernehmen nach, auch, wie ich Ihnen schon bey den geistlichen Aemtern gesagt habe, nach der Ordnung vorgeschritten. Es schlagen eben die Gründe hier an, die dort angeführt worden sind. So kömmt man am besten weg. Und wenn man

auf andere Dinge sehen wollte, so wären das Grübeleyen.

Zu einem sichern Herrn von — — der eben nicht den Vorsaz hatte, sich mit Wissenschaften den Kopf zu zerbrechen, sagte einst einer, der seine schwache Seite kannte, halb im Spaß, und halb im Ernst, Einmahl, mein Freund, es wäre doch rathsam, aufzuschauen, sich besser anzugreifen, und mehr zu lernen, als bisher; die alte Leyer wird nicht lange mehr gut thun, es könnte am Ende fehlen. Seyen Sie ohne Sorgen, antwortete jener, die Aussichten, die Ihnen so bedenklich scheinen, schröken mich nicht. Ich verlasse mich auf die trostvolle Beyspiele anderer. Mein Vater ist — — und hat eben so wenig harte Breter zu bohren gut gefunden, als ich. Was ihm worden ist, muß mir auch werden. — Diese Anekdote wurde mir im goldnen Hirsch hier in einer Gesellschaft erzählt. Ich überlasse es Ihnen, was Sie davon denken wollen. In unsern erleuchteten Tagen, da es besonders auch bey Leuten vom Stande je länger je mehr, glüklicher Weise Mode wird, sich vom Pöbel noch durch mehreres, als durch Kleider und Aufwand zu unterscheiden; und da man mehrere um und

neben sich sieht, die die Universitäten nicht eben blos Brauchs halber, und, um ein paar Jahre lüstig zu leben, sondern in edlen Absichten und mit Nuzen besucht haben, solte auch eine solche phlegmatische Gedenkungsart nicht mehr statt finden. Diejenige, in deren Händen die Besezung der Aemter ist, könnten freylich das Beste hieben thun. Ein paar auffallende Exempel, da man einen Strich durch die so sichere Rechnung eines jungen Pflastertreters, der das: narravere Patres, et nos &c. zu seinem Symbol erwählt hätte, ganz unvermuthet machte, die sonst meinetwegen wohl hergebrachte Reihenordnung auf die Seite sezte, und andere Vorzüge, die sich unläugbar durch Wissenschaften und Verdienste auszeichneten, würden Wunder thun. Das wäre ein trefliches Nießpulver zur Reinigung des Gehirns: andere würden sich das klüglich merken; und nach Verfluß einer geringen Zeit würde man bey Besezung erledigter Stellen, im Rathe, oder anderer Aemter, die Wahl so reichlich haben, daß man nun erst wieder zu der alten Methode, bey der Ordnung zu bleiben, nicht nur mit der besten Hofnung, sondern gar mit Gewißheit, nicht zu fehlen, zu-

rükkehren könnte. Die weltliche Bedienungen auf dem Lande des Ulmer Gebiets sind sehr einträglich. Es soll Amtmannsdienste geben, die bis auf 1000 Rthlr. Einkünfte haben. Vermuthlich geht es, wenn diese vergeben werden, auch nach der Ordnung. Ich sehe dies für meinen Theil für einen augenscheinlichen Beweis eines vollkommenen Vertrauens derer, die die Bedienungen besezen, auf die Weisheit und Gerechtigkeit der höchsten Vorsehung an, daß sie gerade um die Zeit eine Erledigung verhänge, wenn diejenige, die sie selbst für die würdigste und tüchtigste erkennt, an der Reihe sind. Oder reposirt man sich auf den philosophischen Lehrsaz von **der besten Welt**, wenn gewisse Aemter auch an solche kommen, die bey reifem Nachdenken sich vielleicht selbst verwundern, und nicht begreifen können, wie sie dazu gekommen sind. Wider beydes läßt sich nichts sagen. — Einige Herren aus dem Collegio Iuridico machen sichs auch zur Ehre, den neuern Hypothesen der gelindern Parthie der Criminalrechtslehrer beyzutreten, und in vorkommenden Fällen mit Eifer zu behaupten, daß man das Menschenblut schonen müsse. Ein Junge von unge-

sehr funfzehn Jahren, der zu der Zeit, da man in dem peinlichen Rechte noch strengere Grundsäze hatte, als gegenwärtig — es soll kaum vor zwölf oder funfzehn Jahren geschehen seyn — aus blossem Unmut, und, um eine bübische Rache zu üben, ein Haus in Ulm anzündete, daß es in die Asche gelegt wurde, bey welchem Haus es aber doch zum Glüke um der guten Löschanstalten willen blieb, aber dafür den Kopf verlor, würde jezt aufs höchste ein etwas beschwerliches Gefängnis zum Lohn seiner Bosheit davon tragen. Ich will mich nun an die Frage nicht wagen, ob der Erfolg auch würklich den Absichten dieser Gelindigkeit entspreche. In Oberschwaben wenigstens scheint es nicht an dem zu seyn. Die Strassen sind nicht sehr sicher: und diese bedenkliche Leute scheinen, da man in Bajern ernstlich durch Galgen und Rad mit ihnen spricht, mit welchen Zierrathen die Landstrassen dort zu Lande reichlich besezt sind, jenes ihnen nicht behagliche Clima meiden, und nun Schwaben zu einem Schauplaz ihrer Heldenthaten machen zu wollen. Man sagte mir, daß sie sich ohnehin in diesen Gegenden gerne einnisteln; theils weil die verschiedene Herr-

schaften, wovon sie sich aus einer geschwind in die andere verfügen können, ihnen mehrere Sicherheit gewähren: theils weil eben diese Herren, aus Furcht vor grossen Unkosten, wenn sie solche Leute justificiren lassen müßten, nicht gerne an ihre Beyfangung kommen; und endlich, weil die katholischen Geistlichen sich eine Amtspflicht daraus machen, ihnen entweder, wenn sie in Gefahr sind, erwischt zu werden, Aufenthalt zu geben, oder wenn sie aus Gefängnissen entweichen, sie eine Zeitlang zu ihrer Sicherheit bey sich aufzuheben. Die Geschichte, die sich noch nicht lange im Oesterreichischen zugetragen hat, da ein Mörder, den man den neuern Lehrsäzen von Verbrechen und Strafen gemäß, am Leben ließ und zu einer harten, vermuthlich auch langwierigen Gefangenschaft verurtheilte, aus dem Gefängnis brach, und einen Landedelmann aufs unmenschlichste behandelte, und endlich gar tödtete, kann lehren, wozu diese Aufhebung der Todesstrafen diene. Der Landedelmann würde noch leben, wenn man seinen Mörder nicht am Leben gelassen hätte. In Ulm sind verschiedene Werbungen, Kaiserliche, Preußische, Dänische. Ich möchte jeder alle dieje-

nige gönnen, die blos aus Müßiggang, oder Mangel an Arbeit sich auf das mißliche Handwerk der Landesstreicherey legen. Unter diesen Officieren sind sehr verständige und polirte Leute. Mit einem Preußischen Lieutenant sezte es vor einigen Monathen grossen Verdruß. In einem Gasthofe, in welchem er sich fleißig einfand, aber, so bald er den Wein fühlte, jedem, der sich ihm näherte, durch seinen blossen Anblik zu verstehen gab, daß man sich nun mit ihm nicht einlassen müsse, wenn man Ruhe haben wolle, kam er mit einem jungen Patricier, dessen Vater oder Anverwandter Rathsmitglied ist, so ernstlich zu sprechen, daß er nicht nur diesem, sondern dem ganzen Magistrate in den unanständigsten Ausdrüken Troz bot. Dieser machte an gehörigem Orte förmliche Anzeige von dem Auftritt. Der Magistrat fand für gut, den Lieutenant arretiren zu lassen. Dieser erstattete Bericht hievon an Behörde; er wurde abgerufen, und nun ist wieder Friede. Der Magistrat, der die klügste Parthie ergriff, zu glauben, daß er von Personen, die sich selbst zuerst entehren, wenn sie andere beschimpfen wollen, nicht beschimpft werden könne, be-

gnügte sich daran, dieses Mannes in den Mauren seiner Stadt nun auf immer los, und vor seinen Zudringlichkeiten sicher zu seyn. Ich muß Ihnen auch noch etwas von dem Augustinerkloster zu den **Wengen** in Ulm sagen. Das Gebäude hat nichts vorzügliches. Die Einkünfte sind nicht groß, aber doch zu den Bedürfnissen dieser regulirten Chorherren zureichend. Die Kirche hat sehr schöne Malereyen, besonders aber kostbare Meßgewände und heilige Gefäße, und unter den Patribus sind sehr gelehrte, gesittete und artige Leute. Ihre Bibliothek ist in gutem Stande, und es wird darauf gesehen, sie täglich mit guten Büchern in allen Fächern, vorzüglich dem historischen, zu vermehren. Sie sehen bey Erwählung der Präläte auf Gelehrsamkeit und Verdienste, wie denn der gegenwärtige, so wie sein Vorgänger, sich durch verschiedene gute Schriften in der gelehrten Welt bekannt gemacht hat. In dem Gasthofe, wo ich in einer angenehmen Gesellschaft zu Nacht speißte, wurde auf den folgenden Tag eine kleine Reise nach dem benachbarten Würtembergischen Landstädtchen **Blaubeuren** vorgeschlagen. Es ist von Ulm nur anderthalbe Meilen dahin, der Weg

aber so unbequem, daß man in dieser Gegend eben so von den Chausseen denken muß, wie ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe von einem andern Würtembergischen Städtchen erzählte. Je weiter man von Ulm sich entfernt, desto mehr verliehrt sich die schöne Gegend, und man reist zwar in einem Thale, durch das die Blau, ein Flüßchen, das bey Blaubeuern entspringt, und zu Ulm in die Donau fällt, hinfließt, das aber zu beeden Seiten mit Bergen umgeben ist, die mit fürchterlichen Felsen besezt sind. Diese sollen alle von Marmor seyn. Man hat auch würklich ganze Sammlungen von allen Arten, die in dieser Revier anzutreffen sind. Aber, daß man sagt, die Steine, womit Blaubeuern gepflastert seye, seyen alle Marmor, ja das Rathhaus hier seye von Marmor, ist entweder ein Spaß, der nicht viel hinter sich hat, oder eine Rodomontade derer, die sich etwas darauf einbilden, daß es in ihrer Gegend Marmor gibt. Die Stadt hat einen Superintendenten und Diakonus. Die Kirche enthält nichts besonders. Der Hospital hat große Einkünfte, und eine eigene Pfarre zu vergeben. Die Einwohner nähren sich gut. Mit Leinwand wird

kein unfeiner Handel getrieben, da die Alb, an deren Ende Blaubeuern liegt, reich an Flachsbau ist. Es sind auch einige Zeugmacher hier, die ihre Zeuge durch das ganze Land verkaufen. So rar die Obstbäume auf der Alb sind, so viele sind deren in den Thäiern, womit Blaubeuern umgeben ist, und daraus beweisen die Einwohner, daß ihr Ort nicht auf der Alb liege. Nahe an der Stadt ist das Kloster, das wohl gebaut ist, und in welchem einige und zwanzig der Theologie gewidmete unterhalten, und von einem Prälaten und zween Professoren unterrichtet werden. Mit der Bibliothek sieht es hier, wie in den andern Klöstern Würtembergs aus. In diesem Punkt stehen die Evangelische hinter den Katholischen weit zurüke. Die Ursache mag seyn, daß diese Büchervorräthe, wenn, wie ich nicht zweifle, einige vorhanden waren, bey der Wiederbesiznehmung von den Katholischen, und da diese die neueingenommene Wohnungen abermal verlassen mußten, von diesen mitweggenommen wurden. Sie werden sagen: die Evangelische Prälate hätten trachten können, diesen Verlust wieder zu ersezen. Und hierauf dient Ihnen zur Antwort; daß, da die geistliche

liche Kammer die Einkünfte der Klöster unter der Hand hat und nicht die Prälaten, leicht zu erachten ist, wie wenig sich diese Forderung ausführen lasse. Wollen Sie ausführliche und richtige Nachricht von dieser Sache haben, so lesen Sie die merkwürdige Schrift des Etatsraths Mosers, von dem ich Ihnen schon mehreres geschrieben habe, die er über das geistliche Gut im Herzogthum Würtemberg herausgegeben hat. In der Klosterkirche, die fast gar nicht gebraucht wird, weil die Einwohner des Klosters die, die in der Stadt ist, besuchen, und auch daselbst eingepfarrt sind, sieht man auch etwas von dem Greul der Verwüstung: unter andern eine Orgel, die silber. Pfeifen gehabt haben soll, denen es aber ehmal in Kriegszeiten gegangen haben mag, wie den silbernen Aposteln, die der Herzog Christian von Braunschweig in Paderborn antraf. Das merkwürdigste ist der Hochaltar, an welchem sehr schöne Bildhauerarbeit, und dike Vergoldungen, aber auch sehr pöbelhafte Malereyen zu sehen sind. Nicht weit vom Kloster ist der Ursprung des Blauflusses, oder der Blautopf, wie man ihn nennt. Ein ehmaliger Prälat maß seine Tiefe, und

fand sie sehr groß. Daß sie unergründlich sey, behauptet der Pöbel. Der Benennung nach muß wohl die Farbe desselben blau seyn. Wer aber bejahen wollte, daß sie grün sey, würde auch einige auf seiner Seite haben — Wir machten uns wieder bey Zeit auf den Weg um nach Ulm zurük zu kehren, und des andern Tages die Abbtey **Oberelchingen**, die nur eine kleine Meile von Ulm, auf einem kleinen Berge liegt, zu besehen. Sie ist Benediktinerordens, und hat herrliche Einkünfte. Die Patres führen unter der Regierung eines Abbtes, der die leutseeligste und menschenfreundlichste Gesinnungen hat, ein höchst vergnügtes Leben. Die Gebäude des Klosters sind sehr schöne, und ein Fremder der kurz vorher die Evangelische Klöster im Herzogthum Würtemberg gesehen hat, findet den Kontrast sehr stark, wenn er in ein katholisches besonders Reichskloster kommt, deren Oberschwaben viele hat, von denen ich Ihnen einige wenige Nachrichten mittheilen werde. Die Bibliothek hat einen grossen Vorrath von schäzbaren Werken, auf dessen tägliche Vermehrung man auch bey den fetten Intraden des Reichsstiftes von Zeit zu Zeit schöne Summen, ohne Gefahr, je zu weit

zu gehen, verwenden kann. Die Reichsprälatur Ochsenhausen, die mit ungemein kostbaren Gebäuden prangt, und auch Benediktinerordens ist, hat diesen Vorzug, daß sie gelehrte Männer besizt, die auf auswärtigen Universitäten als Professoren mit Ruhm gestanden haben. Nur dies einzige kann ein Beweiß seyn, daß diese Reichsstifter Size der Ruhe und des Vergnügens seyn müssen. In der Evangelischen Kirche hält man ausser den Stellen der Präläte und Consistorialräthe die Pläze der Profeßoren auf den hohen Schulen für die beste und ehrenvolleste. In der katholischen Kirche hingegen ist die Rükkehr von dem Katheder in ein solches Reichskloster, die stille Wohnung der Musen, die Belohnung für die Universität geleistete getreue Dienste. Die Rechnung läßt sich auch leicht machen, daß dieser Gedanke nicht uneben seye. In diesen Stiftern haben die Patres alle möglich Bequemlichkeit und erwünschte Tage, fern von dem Geräusch der Städte und der Welt. Ihre Büchersäle geben ihnen die schönste Gelegenheit, ohne sich dem mühsamen und häufig mit Undank vergoltenen Geschäfte des Unterrichts der studirenden Jugend überlassen zu müssen, sich in den Wissenschaften umzusehen,

auch Bücher ans Licht zu stellen. Die Bibliothek in Ochsenhausen ist ansehnlich. Nur sagte mir einer der Patrum ins Ohr: Er und einige seiner Brüder wünschten den Ankauf einer grössern Anzahl neuerer Bücher, freylich mit Beobachtung der gehörigen Wahl, da das Neueste nicht immer das beste seye; und die Abänderung der Gewohnheit, die Stelle des Bibliothekärs nicht einem auf immer zu überlassen. Der Wechsel dieses Amts habe seine grosse Unbequemlichkeiten. Wenn aber ein beständiger Aufseher der Bibliothek aufgestellet werde, so könne man sich zu diesem versehen, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf dieses Geschäfte wenden, und sichs zur Ehre machen werde, der Bibliothek zum Ruhm des Klosters bey Auswärtigen, zur Beförderung der Gelehrsamkeit, und zum wahren Nuzen seiner Mitbrüder vorzustehen.

An die Stelle des unlängst verstorbenen Kanzlers von **Depra** hat das Convent den Churfürstl. Trierischen und Fürstbischöflich Augspurgischen Hofrath **Schott** erwählet, und es hat mit dieser Wahl bey allen denen, die diesen Mann kennen, sich grossen Beyfall erworben. Er hat sich durch seine grosse und

weitläufige Kenntnisse in sehr vielen Wissenschaften einen ausgebreiteten Ruhm verschaft. Diesem hat er ohne Zweifel seine Wahl zum Kanzler in Ochsenhausen zu danken, und diß darf sich nun auch die wichtigste Dienste von ihm versprechen. Nur wird es in Sorgen seyn dürfen, ob es ihn lange genießen werde; da ihm seine grosse Einsichten vielleicht da oder dorthin einen noch vortheilhaftern Ruf zuwege bringen möchten.

Kaisersheim ist ein Reichsstift, das eine Lage hat, die sich kaum schöner und anmuthiger denken läßt. Die Gebäude sind so weitläuf und prächtig, daß man Personen des höchsten Standes mit Anstand darinn beherbergen kann. Es fehlt auch niemal an Besuchen, bey denen man merken läßt, daß die Einkünfte des Klosters auf einem guten Fusse stehen. Joseph II. wenn er dieses und andere mit einem Besuche begnadigen wollte, würde ganz gewiß sonderbare Betrachtungen anstellen. Die Besorgnis, die einige für diese Reichsstifter bey der würklichen Reformationssüchtigen Welt haben, ist aber sicher ungegründet. Dazu gehört eine größere Revolution, als die bisherigen: und bey dieser

ist es so nahe noch nicht. — Der lezt verstorbene Reichsprälate war ein grosser Liebhaber von Reisen. Ob er gerade den Endzwek dabey gehabt habe, den ihm einige zugeschrieben haben, Bibliotheken zu beschauen, für sein Gotteshaus neue und vortheilhafte Einrichtungen zu machen, u. s. w. weiß ich nicht. Kurz, das Kloster fand bey genauerer Nachfrage und Einsicht in das Oeconomiewesen, daß er bey diesem und andern Arten von Aufwand etwas zuweit gegangen war. Nach seinem Tode sahe man sich durch die Schulden, die man vorfand, in einige Verlegenheit versezt. Ehe man zur Wahl eines neuen Abbtes schritt, wurde beschlossen, bey diesem Geschäfte hauptsächlich auf diesen Umstand sorgfältige Rüksicht zu nehmen, und es so einzuleiten, daß unter der künftigen Regierung der Aufwand hie und da eingeschränkt, die Schulden bezahlt, und der etwas gekränkte Kredit wieder hergestellt werden möchte. Vorhin wurde das Geld nicht gespart. Man sahe, wenn Fremde da waren, von denen man sich häufige Besuche gar gerne gefallen liesse, die Tafel mit den ausgesuchtesten und kostbarsten Speisen, wie auch mit ausländischen Weinen

von allen Gattungen besezt. Ein grosser Theil der Geistlichen lebte auf einen ganz andern Fuß, als die sonst strenge Regul ihres Ordensstifters mit sich brachte, sie stellen sich vielmehr dem grossen Adel gleich, giengen auf die Jagd und schmaußten, daß man nicht mehr viel religiöses bey ihnen fand. Die Wahl des neuen Prälaten bewürkte aber andere Auftritte. Die Zeiten änderten sich. Es wurden neue Verfügungen getroffen, um den abgerissenen Faden der etwas verfallenen Lebensart wieder zu finden, und am rechten Orte anzuknüpfen. Ob es ohne Kampf abgehen werde, Dinge, die durch Gewohnheit und Länge der Zeit so festen Fuß gefaßt und tiefe Wurzeln geschlagen haben, abzuändern, und wieder in Ordnung zu bringen; Sparsamkeit in die Stelle des Luxus, der für manchen Geschmak mehr als behäglich ist, zu sezen; Eingezogenheit wieder empor zu bringen, an einem Orte, wo es vorher zum guten Ton gehörte, sich von andern, die hierinn, wie es heißt, milzsüchtig denken, zu unterscheiden; und ob nicht viele Zeit dazu werde erfodert werden, bis sich das Angedenken der vorigen frohen und heiteren Tage auslöschen läßt, da-

rüber werden Sie wohl keine Erläuterung von mir erwarten, und sich selbst hinlänglich darauf antworten können. Muth und Eifer bey demjenigen, der solche neue, im Anfang auffallende und angenehme Verfügungen, trift: und Ueberzeugung von der Redlichkeit der Absichten desjenigen, von dem sie gemacht werden, bey denen, die sie angehen, kann in kurzer Zeit vieles thun. Ist denn die Sache wieder in dem alten Geleise, und die Lüken ausgebessert; so kann man zu seiner Zeit auch wieder von der ersten Strenge und Sparsamkeit etwas nachlassen. Ich bin ꝛc.

## Zehnter Brief.

Ich fahre lieber fort, Ihnen meine kurze Bemerkungen über die Reichsstifter in Schwaben, die ich gesehen habe, ununterbrochen mitzutheilen, als daß ich solche durch Erzählungen von andern Dingen, die mir auf meiner Reise aufgestossen sind, unterbrechen sollte. Erwarten Sie ohnehin keine ausführliche Reisebeschreibung von Schwaben von mir, und errinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen in

meinem ersten Briefe von meiner Liebe zur Bequemlichkeit gesagt habe. Die Prämonstratenser Abbtey **Schussenried** liegt nicht weit von dem **Federsee**, ein paar Meilen von der Reichsstadt **Biberach**, in einer sehr angenehmen Gegend. Fremde geniessen hier, ohne Rüksicht auf Religion — Denn die Toleranz lebt auch in diesen Gotteshäusern, troz der ehmal in denselben herrschenden Gedenkungsart, je länger je mehr auf — alle mögliche Ehre und gute Aufnahme; und es ist würklich gut, daß diese Herren über das, was sie in manchem Betracht aufgehen lassen, niemand, als sich selbst, Rechnung abzulegen haben. Die Bibliothek ist ein Zeugniß von der grossen Achtung, in der die Wissenschaften in diesem Kloster stehen. Es ist ein eigenes Gebäude dazu errichtet worden, dessen Anlage nicht besser seyn könnte. Sie steht unter der Aufsicht und Besorgung eines würdigen und toleranten Mannes, des P. **Franz Xaverius Rieff**, der würklich an einem neuen Katalog arbeitet, und von dessen Fleiß und Einsichten man sich nichts gemeines versprechen darf. Ohne Zweifel würde er mit einer Anweisung, wie eine Bibliothek gut anzulegen

seyn möchte, wenn er die Mühe nehmen wollte, sie zu schreiben, viele Ehre einlegen, und manchen, die bey allem guten Willen dazu, nicht wissen, wie sie die Sache angreifen sollen, einen wichtigen Dienst damit thun. Das Convent hat ausser verschiedenen gelehrten Männern einen sehr geschikten Kanzelredner, eine zur Ehre des katholischen Deutschlandes doch nicht mehr so seltene Erscheinung, als sie vor mehreren Jahren war — der nicht nur durch dies sein Talent dem Gotteshaus Ehre macht; sondern auch durch seine bereits im Drnk erschienene Predigten in der gelehrten Welt grossen Ruhm erworben hat. Ich gerieth zu meinem wahren Vergnügen in eine etwas genauere Bekanntschaft mit ihm, und fand zu meiner grossen Verwunderung, daß er sich bey seinem Studium der Kanzelberedsamkeit, (zwar vorzüglich die Muster seiner Glaubensgenossen in und ausser Deutschland worüber ich ihn nicht verdenken kann; aber auch) die Schriften der vornehmsten protestantischen Redner, von deren mehreren er mit einer Art von Entzükung, und mit ungezwungenen Lobeserhebungen sprach, wie ich ihm deutlich anmerkte, sehr zu Nuzen machte.

Er priese die rühmlichen Anstalten, die in Bayern seit einigen Jahren disfalls gemacht werden, und wünschte nur, daß sie besser benuzt werden möchten. Da ich glaubte, auf sein Vertrauen rechnen zu dürfen, so lenkte ich die Unterredung auf Josephs II. Reformationen in seinen Staaten, und fand ihn so wenig zurükhaltend, daß ich solche Gesinnungen, noch mehr aber eine so edle Freymüthigkeit nicht geuug ehren und lieben konnte. Wir waren in verschiedenen Punkten beynahe ganz einer und eben derselben Meinung. Die Toleranz des Kaysers lobte er von ganzen Herzen. Schande ist es, sagte er, daß man unserer Kirche in einigen Ländern erst, so spat etwas zur Ehre rechnet, das schon längst Pflicht war, und ohne daß man, wenn man die Sache wahrhaftig beym Lichte ansieht, unerhörte Blößen giebt. Religion und Staatskunst dringen einmüthig darauf; und ich begreif nicht, warum es in mehreren katholischen Provinzen Deutschlands noch nicht dahin solle gekommen seyn, wohin es Joseph in so kurzer Zeit gebracht hat. Aber eben so wenig glaube ich, daß es in einigen derselben jemal dahin kommen werde — Sie wissen schon,

fügte er hinzu, was für eine Provinz ich meine. In dieser macht die Aufklärung keine grosse Schritte: ja man darf vielleicht sagen, daß sie noch keinen Fuß aufgehoben habe, wenn sie nur nicht gar seit der vorigen Regierung zurükgegangen ist.

Die Aufhebung verschiedener Klöster, und überhaupt die Verminderung derselben, ist etwas so wünschenswerthes, daß nur Mangel an Einsicht und Aberglaube ein Wort dawider sagen kann. Man bedenke nur, fuhr er fort, die Absicht der Stifter derselben, und wie weit man seit ganzen Jahrhunderten davon abgekommen ist. Sie sollten die Wohnungen seyn, wo theils Leute, die aus guten Gründen das Geräusche der Welt verlassen, und den Rest ihrer Tage in Ruhe, Einkehr in sich selbst, und Busse über ihre Sünden zubringen, und sich, frey von allen Sorgen und Zerstreuungen dieses Lebens, zu jenem bessern Leben zubereiten können; theils, in denen junge Leute in nöthigen Wissenschaften unterrichtet, besonders aber auch zu Weltgeistlichen gebildet werden sollten. Die Welt weiß, wie das geschieht. Wenn unsere Feinde, in unserer eigenen und in der protestantischen Kirche,

läugnen, daß es irgendwo geschehe, so wissen wir das besser, und sind bey ihrem Widerspruche, der sich gar häufig auf Mangel einer wahren Kenntnis dessen, wovon sie urtheilen wollen, gar oft aber nur auf die Gewohnheit aus Leidenschaft dem großen Haufen nachzubeten gründet, ganz ruhig. Aber es geschieht doch — der Wahrheit ist man dieses unangenehme Opfer einer lauteren Bekenntnis schuldig — nicht so allgemein, als es geschehen sollte. Man hat Klöster, ja ganze Orden, reformirt: was ist dabey herausgekommen? Josephs Anstalten sind würksamer, und hätte er nur mehrere Nachfolger! Aber vergeben Sie mir, mein Bester, sezte er hinzu, wenn ich doch einige Bedenklichkeiten bey allen diesen so scheinbaren Auftritten habe. Die Absicht Josephs ist vortreflich, und die Früchte, die er bereits von seinen Bemühungen eingeerndet hat, sind dieser seiner preiswürdigen Absichten würdig. Aber sie würden, denke ich, noch wichtiger, häufiger und, wenn ich dies noch hinzusezen darf, gründlicher und bleibender seyn, wenn das, was geschieht, langsamer und etwas unvermerkter ins Werk gesezt würde. Auch wollen einige den Wunsch

äussern, daß vorher mehr Aufklärung unter dem gemeinen Volke, von den Schuljahren an, bewürkt würde, damit man sich desto besser in unerwartete Begebenheiten, und seltsame, wenigstens seltsam scheinende, wenn schon noch so heilsame, Verfügungen schiken könnte. Sie wissen schon, was ich damit sagen will. Die Ursache hievon, versezte ich, liegt darinn, daß der Kaiser bey sehr vielem, was er diesfalls verordnet, ganz und gar seinem eigenen Plan folgt, so, daß diejenige, die sein Vertrauen haben, oft erst erfahren, was er beschlossen hat, wenn es bereits ausgeführt ist. Denken Sie nun hinzu, was sich der Lage der Sache nach hinzudenken läßt, so werden wir nicht weit mehr von einander seyn. Das Volk in der österreichischen Monarchie kann sich noch bey weitem nicht so gut in diese Reformationen finden, als wir, da wir nur von ferne zusehen, etwa glauben mögen. Des Pabsts Reise nach **Wien** hatte unter anderm auch eine Absicht, die gewiß nicht **ganz unerreicht** geblieben ist. Man merkte es auch vorher an dem Kaiserlichen Hofe, was er mit seiner persönlichen Gegenwart wollte, und machte deswegen einen Versuch, dem ehrwürdigen und

heiligen Greise eine so grosse und mühseelige Reise zu ersparen. Eibel that, was er konnte, um den Eindruk zu schwächen, da sie nun doch geschah. Wir wollen es ihm und dem, dem daran gelegen ist, daß er nicht umsonst geschrieben haben möge, gönnen, wenn er reichen Eingang gefunden hat. Aber es ist mir, als wenn ich gehört hätte, daß es in Wien und den Landen, wovon diese Stadt das Haupt ist, ganz anders aussehe, als man im Reiche glaubt. Daraus erkläre ich auch die Unthätigkeit so mancher erleuchteten Fürsten des Reichs, die ihrem höchsten Oberhaupte ihren Beyfall von ganzem Herzen, aber nur in der Stille, zuwinken, und entweder gelegenere Zeit abwarten wollen, in seine Fußstapfen zu treten; oder einen etwas andern Weg gehen, der am Ende eben zu dem Ziele führt; oder in Geheim solche Anstalten machen, wodurch sie ihren wohlthätigen Zwek auf Einmal erreichen können. — Der rechtschaffene Mann wurde je länger je offenherziger gegen mich, und theilte mir zulezt Anekdoten, die diesen Gegenstand betreffen, mit, die ich Ihnen, mein Liebster, lieber mündlich sagen, als dem Briefe anvertrauen will.

Die Reichsprälatur **Sallmansweiler** oder Salem, wohin ich von **Schussenried** aus reißte, ist eine der wichtigsten und ansehnlichsten im Reiche, und ich wüßte nicht, welcher von beeden, **Kaiserheim** oder Salem, wenn ich die Wahl hätte und entscheiden müßte, ich den Vorzug geben sollte. Ihr Gebiet ist sehr groß gegen die Territorien anderer Abbteyen, und daraus läßt sich auf die Wichtigkeit der Einkünfte, die es zu beziehen hat, der Schluß machen. Es ist ein Dorf nahe dabey. Die Klostergebäude sind in dem besten Stande, und verdienen, daß sie ein Reisender nach der Reihe mit Aufmerksamkeit betrachtet. Der Prälat ist Condirector des Reichsprälatencollegiums in Schwaben; und Salem heißt ein eximirtes Reichsstift und Gotteshaus, weil es unmittelbar von dem päbstlichen Stuhle abhängt. Der gegenwärtig regierende Prälat ist ein ungemein angenehmer, leutseeliger und gelehrter Mann, der Fremden mit einem solchen Wohlwollen und Güte des Herzens begegnet, daß man desto länger um ihn zu seyn wünschet, je länger man bereits um ihn gewesen ist. Unter seiner Aufsicht und Direktion werden die schöne Einkünfte so verwaltet,

wie es der Ehre des Stifts und dem Hauptendzwek gemäß ist. Es ist hier ein trefliches Naturalien- und Münzcabinet, zu dessen Unterhaltung und Vermehrung jährlich ziemliche Summen bestimmt sind: noch größere aber zur Vergrößerung der Büchersammlung, die so, wie ihr Vorsteher, P. **Kaspar Oexle**, der nicht dem bloßen Zufall, sondern der Einsicht des Herrn Reichsprälaten, dies sein Amt zu danken hat, dem ganzen Stifte Ehre macht. Von diesem würdigen Aufseher hängt es ab, mit was für schönen Werken die Bibliothek von Zeit zu Zeit vermehrt werden soll. Denn die Achtung, die man für seine Gelehrsamkeit hat, ist Ursache, daß ihm hierinn freye Hände gelassen sind. Ehmal erhielt sie auch durch die **Pompadourische** Büchersammlung einen schönen Zuwachs, noch unter der Regierung des vorigen Abbts. Sein Nachfolger aber glaubt deswegen nicht, daß sie ihr: non plus ultra schon erreicht habe. Bey dem Kloster ist eine eigene Buchdrukerey und Buchbinderey, auch sonst alle mögliche Handwerker, der man immer bedürfen mag. Dies ist sehr bequem für die Wirthschaft des Klosters, daß man sich in vorkommenden Fällen nicht an auswärtige

S

halten darf, sondern, was man braucht, ohne Verzug bey der Hand hat. Der Aufwand in diesem Gotteshaus muß sehr groß seyn. Ich erinnere mich nur der Summe reines Schmalzes nicht mehr ganz genau, die man mir als eine wöchentliche Bedürfnis angab, und über die ich erstaunen mußte; und ich sorge, wenn ich sie, wie sie mir mein Gedächtnis ungefehr sagt, anzeigen wollte, **Sie** möchten sie für übertrieben und unglaublich halten. Da das Gebiet ziemlich groß ist, so wird eine verhältnismäßige Anzahl von Beamteten erfordert, um die vorkommende Geschäfte zu besorgen. Ueber diese alle ist der Edle Herr **von Seyfried**, erster Rath und Kanzler des Gotteshauses, gesezt; ein Mann, der im vollkommenen Besiz der Gnade seines Herrn ist, und in Absicht auf die ihm eigene Geschiklichkeit, auch von dem gesammten Convent große Achtung genießt. Allem Ansehen nach ist es in diesen Klöstern in unsern Tagen weit anders, als ehemal. Man machte sichs zwar immer zur Ehre, gegen Fremde, wenn sie auch Protestanten waren, gefällig und höflich zu seyn. Das Herz war aber nicht immer dabey. Ich müßte mich sehr betrügen, oder

diese Gedenkungsart hat sich sehr geändert, wenigstens in einigen dieser Reichsstifter. Alle Köpfe werden diesfalls niemal unter einen Hut gebracht werden. Es wird Orthodoxen und Leute geben, die braunroth im Gesichte werden, wenn ihnen ein Protestante zu Gesichte kömmt, so lang die Welt steht. Aber im Ganzen hat sich doch die Duldsamkeit der Gemüther bemächtiget: Und wer weiß, ob es nicht mit der Zeit noch besser wird. Ich kam mit einem Herrn aus dem Convente, der meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, aus Gelegenheit eines Gemäldes, das einen gewissen grossen alten katholischen Gottesgelehrten vorstellte, auf die Materie von dem **Jesuiter Orden**, von dessen gegenwärtiger Lage man würklich unter den Protestanten so viel sonderbares spricht, und äusserte, wie ich glaubte, daß man der Aufhebung desselben, die jezt täglich allgemeiner werdende Toleranz zu danken habe. Das glauben Sie, antwortete er? Davon wäre vieles zu reden. Um Sie von Ihrem Irrthum zu heilen, will ich Sie nur bitten, den Umstand zu bedenken, daß das Vorhaben, die Jesuiten zu stürzen, Clemens XIV. auf den päbstlichen Thron, die Ausführung dessel-

ben eben diesen unvergeßlichen Prälaten in die Grube; aber wenige Monathe hernach eben diese Gesellschaft, die begraben zu seyn scheint, Pius VI. auf den Stuhl zu Rom brachte. Die hieraus sich ergebende Schlüsse überlasse ich Ihnen selbst. Glauben Sie nicht, fuhr er fort, daß Leidenschaft hier aus mir spricht. Wenn einige Glieder jenes Ordens sich um den Unsrigen nicht sehr verdient gemacht haben, so wäre es Unbilligkeit, um dieser willen ungütig von dem ganzen Orden zu urtheilen. Doch ist es schwer, wenn man auf diesen Gegenstand kömmt, gelassen zu bleiben. Ich wünsche unserm Gotteshaus eine so lange Dauer, daß es noch an dem allgemeinen Jubel Theil nehmen kann, in welchem alles, was lebet, einstimmen wird, wenn es im Ernst einmal dahin kömmt, wohin es zum Glük der Welt schon längst hätte kommen sollen. Diese Race ist, fast sollte ich sagen, unvertilgbar. Und ich wollte, wenn man mich um Rath fragte, eine andere Operation gewissen Prinzen als eine Aufgabe vorlegen, die sich mit kirchlichen Sachen so gerne zu thun machen, an der sie ihre Staatskunst üben könnten. Sie errathen nun schon, was ich auf Ihren Saz

von den Quellen der gegenwärtig Mode werdenden und sich immer mehr ausbreitenden Toleranz halte. Diese haben wir an einem ganz andern Orte zu suchen. Die neuern Auftritte scheinen den Herren Protestanten sehr vortheilhaft zu seyn, und können es auch in der That werden, wenn beyde Theile die allzugroße Zurükhaltung gegen einander aufgeben, und sich besser, als bisher geschehen ist, verstehen lernen. Und nun werden Sie schon merken, was ich weiter sagen wollte. — Ich hätte mich gerne mit diesem Manne, der, wie ich aus seinen Winken abnehmen konnte, in einer weitläufen Correspondenz mit Personen steht, die wissen, was verhandelt wird, noch näher eingelassen. Ob er es aber nicht für rathsam hielt, gegen mich, als einen Fremden, den er das erstemal sahe, so weit herauszugehen, als ich wohl wünschte; oder ob er Beobachter fürchtete, kann ich nicht sagen.

Die gefürstete Probstey Elwangen, die ich mit Fleiß, da ich in Schwaben war, nicht vorbeygehen wollte, hat ein feines Gebiete mit verschiedenen Aemtern, die ein schönes eintragen müssen. Die Residenz des Probsten ist die Stadt Elwangen; über derselben ist

das nach alter Art gebaute Schloß, das, seitdem der Probst das Hochstift Regenspurg erhalten hat, nur zu gewissen Zeiten auf wenige Wochen, und auch dies nicht immer, zur Residenz des regierenden Herrn dient. Die Lage derselben auf einem Berge ist anmuthig, da man eine artige Aussicht genießt. Die Probstey war ehmal ein Benediktinerkloster. Gegenwärtig hat sie aber freylich ein ganz anderes Aussehen. Die fetten Einkünfte machen es zu einem Reichsstifte, dem es bey vorkommenden Erledigungen nie an Liebhabern und Erorbern fehlt, wie Sie denn wissen, daß der Churfürst von Trier und Bischof von Augsburg würklich Coadjutor von Ellwangen ist. Regensburg ist zwar ein Bisthum, ich zweifle aber sehr, ob es an Intraden Ellwangen gleich kömmt. Hier macht man sichs noch sehr zum Ruhme, streng orthodox zu seyn, und alles, was nicht katholisch ist, mit argwöhnischen Augen anzusehen. In Zukunft dürfte — Sie wissen schon warum? — diese Gesinnung noch weiter gehen. — Sie glauben kaum, welch große Verschiedenheit ich in diesem Punkte in Schwaben angetroffen habe. Ich durfte mehrmalen nur zwo bis drey Mei-

len reisen, so glaubte ich mich nach Spanien und Portugall, oder nach Holland und England versezt zu sehen. An einem Orte hätte ich mir getraut, in einem Tage ein Duzend Convertiten zu meiner Religion zu machen: und an dem andern dünkte mich immer, ich müßte auf meiner Hut seyn, um kein Proselyte zu werden. Der leztere Fall kam allerdings seltener vor, als der erste; aber es schien mir auch das noch zu viel zu seyn. Die Ursachen dieses so auffallenden Unterschiedes wollte sich mir, so sehr ich ihnen nachspürte, nicht entdeken, so daß ich da, wo ich Toleranz aus guten Gründen vermuthete, gerade das Gegentheil, und umgekehrt, fand. Das habe ich nirgends, als im Ellwangischen angetroffen, daß man sogar mit Hize in öffentlichen Gasthöfen und Bierschenken über Rtligionsmaterien zankt. Ich wohnte einer lebhaften Unterredung von dieser Art in einem Dorfe bey, wo ich durch eine Kleinigkeit etwas länger, als ich dachte, aufgehalten wurde. Der Kaiser und der König von Preußen wurden von den Disputanten, die ich Ihnen nicht näher beschreiben darf, en parallele gestellt. Jeder hatte seine Anhänger: errathen Sie

aber, welcher die meisten hatte? Der König von Preußen, hieß es, läßt die Pfaffen in seinen Staaten seyn, wer sie sind, und sie machen, was sie wollen. Er verbietet seinen katholischen Unterthanen keine Feste und Feyertäge, keine Wallfahrten, und was dergleichen mehr ist. Er läßt den Klöstern ihre Einkünfte, und hat noch kein einziges aufgehoben. Dies muß er wohl, sagte einer, um der Verträge willen, man darf es ihm nicht einmal danken. Er würde es gewiß nicht thun, wenn ihm die Hände nicht gebunden wären. Ich merkte, daß die guten Leute im Finstern tappten, und daß sie sich in etwas eingelassen hatten, das sie nicht verstunden. Ich wollte lieber, sagte ein anderer, ein Unterthan des — — als des — — seyn. Friede, ihr Herren, schrie einer, dem es bey dem Handel nicht wohl zu seyn schiene. Das Zanken hilft nichts. Ihr seyd ja keinem von beyden unterthan. Was kümmern Euch andere? Der Streit wurde abgebrochen: ich lernte aber doch einiges aus dem wenigen, das ich gehört hatte, und konnte mir nun vieles von der Unterredung in der Abbtey Schussenried besser erklären. Es ist wunderbar, welch einen selt-

samen Eindruk die Verfügungen des Kaisers bey seinen Unterthanen in den schwäbisch österreichischen Staaten machen. Es dünkte mich hie und da, daß sie sich solche weit eher würden gefallen lassen, wenn es nur die Protestanten nicht wüßten. Vor diesen scheinen sie sich zu schämen: und eben das hat keine gute Würkung auf die Toleranz. Sie machen sichs nun nur desto eher zum Geschäfte, sich, um ihren innern Unmuth zu verbergen, trozig gegen ihre vermeynte Gegner zu betragen, und sie, wo sie, wie etwa in paritätischen Orten geschieht, in Collision kommen, desto kräftiger zu neken.

In dem Fürstenthum Oettingen, wohin ich von Ellwangen aus zu gehen veranlasset wurde, sahe ich einen Boden, der mir eine geringere Fruchtbarkeit, als man sonst in dem geseegneten Schwaben zu finden gewohnt ist, zu verrathen schien. Wenn gute Einrichtungen im Feldbau und der Landwirthschaft überhaupt, um durch diese etwa das, was bey jenem um des Clima und Feldes willen abgeht, zu ersezen, irgendwo räthlich und nöthig sind; so ist es in diesen Landen, denen man anspürt, daß sie an Neuburg und den sandigten Theil von **Franken** angränzen.

Der Fürst von Oettingen Wallerstein ist ein sehr gnädiger Herr und großer Liebhaber der Litteratur und Musik, der sich auch eine eigene Angelegenheit daraus macht, seine ökonomische Umstände, je länger je mehr, zu verbessern. Eine Gesinnung, der er sich um so weniger zu schämen hat, da die deutsche Fürsten an zween der mächtigsten Prinzen des Reichs, wovon der eine seine dem ganzen Europa respektable Macht der vortreflichen Staatswirthschaft, wozu sein großer Urgroßvater den Grund gelegt, die sein Vater glüklich fortgeführet, und er selbst auf den vortreflichsten Fuß gesezet hat, verdanken muß; und der andere seit dem Antritt seiner Regierung unabläßig daran arbeitet, es jenem gleich zu thun, nachahmungswürdige Vorgänger haben. Es würde sich bey genauerer Nachfrage ohne Zweifel finden, daß an manchen kleineren deutschen Höfen größerer Pracht und Aufwand ist, als an den zween ebenbenannten. Die Belege zu dieser Behauptung könnte man bey dem Reichshofrath und dem Reichscammergericht antreffen, ohne sich gerade an den Höfen selbst zu unterrichten oder unterrichten zu lassen. Die Processe an diesen beyden höchsten Reichsge-

richten würden um ein gutes verringert werden, wenn die Nachahmungssucht sich auch auf den Punkt der Oekonomie erstrekte.

Der Fürst von **Oettingen Spielberg** ist ein liebenswürdiger Herr und Regent. Aber Processe und Commißionen haben ihm und seinen Finanzen so empfindlich zugesezt, daß eine große Anzahl von Jahren darzu erfordert werden wird, bis jene ungeheure Unkosten vergütet sind, und die starke Scharte wieder ausgewezt ist. Doch Ernst und Muth, einsichtsvolle und getreue Räthe, einige Jahre, in denen man sich durch Einschränkungen, wenn man noch so ungerne daran kömmt, wehe thut, und unveränderliche Beharrung bey einmal nöthig erfundenen Grundsäzen, richten vieles aus. Ich könnte **Ihnen** einen deutschen Fürsten nennen, der, überzeugt von der Nothwendigkeit, einen andern Weg bey seiner Staatswirthschaft einzuschlagen, und von der Unmöglichkeit, wenn es auf den alten Weg fortgehe, mit Ehren durchzukommen, einen gewissen sehr rechtschaffenen und verständigen Mann zu sich berief, ihm den ganzen Zustand seiner Finanzen vorlegte, und sich nicht nur seinen guten Rath, um bessere Einrichtungen

zu machen, ausbat, sondern ihm auch versprach, vollkommene Folge zu leisten. Dieser legte ihm einen Plan vor, in welchem vieles enthalten war, das bitter schmekte. Aber er überwand diese Unannehmlichkeiten, willigte in alles, was ihm vorgeschlagen wurde, und erndete so geseegnete Früchte des neuen Plans ein, daß er jenen mit einer großmüthigen und ansehnlichen Belohnung von sich ließ, die er ihm auch desto eher geben konnte, da er ihm und seinen Verfügungen etwas Großes zu danken hatte. Glüklich sind die Fürsten, die einen **Neker** finden: noch glüklicher aber diejenigen, die ihn hören und bey seinen Grundsäzen bleiben!

Die Reichsstadt **Nördlingen** liegt mitten in dem **Oettingischen** Gebiete. Sie gehört unter die besten Schwäbischen Reichsstädte, und ich zöge sie vielen derselben vor, die ihr sonst nach dem allgemeinen Urtheile vorgehen. Ihre Befestigung mahnte mich an das feste **Ulm**. Sie würde, wie **Ulm**, wenn sie keine Festung wäre, sich manche Ungelegenheit ehmal erspart haben. Ihr Gebiet ist nicht gering, und besteht aus etlichen Dörfern. Mit der Handlung sieht es, wie bey ihren Schwestern in Schwaben

aus; nur daß sie in Nördlingen sich noch länger, ja bis zu den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, behauptet hat. Ihre lateinische Schulen sind in gutem Ansehen. Des Verfalls der Handlung ungeachtet, hat die Stadt dennoch sehr gute Nahrung. Alles ist hier voller Industrie. Ehedem wurde sie in die traurige Nothwendigkeit gesezt, große Schulden zu machen. Diese sind aber nun durch gute Haushaltung größtentheils getilget. Man sagte mir, daß es noch besser gehen würde, wenn die Glieder des Magistrats einiger unter sich wären. Allein es soll nicht an Parteyen fehlen, durch die manches Gute gehindert wird. Besonders ist ein heimliches Murren unter dem Rathe und der Bürgerschaft über die überwiegende Macht einer gewissen Familie, die im geistlichen und weltlichen das Ruder beynahe allein führen soll. Sie beschweren sich über diese Art von Oligarchie, und wer weiß, ob sie nicht wahren und mehr Nuzen davon haben, als wenn es nicht so wäre. Neid und Mißgunst gegen wahre und ausgezeichnete Verdienste sezen oft Männer der Unzufriedenheit des Volks aus, wenn nur Einer, der Credit hat, den Ton angibt: und der Fall

des **Aristides** ist gewöhnlicher als man denkt. Ein Mitglied der eben berührten Familie, das in einem ansehnlichen Amte steht, bekam vor nicht langer Zeit mit dem R. C. D. .. Irrungen, die der Stadt große Unruhen hätten verursachen können. Es trug sich aber ganz von ungefehr zu, daß der R. H. R. G. v. G. durchreißte. Wie dieser Nachricht von deren Handel bekommen, weiß ich nicht. Kurz, er bemühte sich, die Gemüther zu besänftigen, und stiftete Frieden. Ob die Aussöhnung aber von Herzen gegangen, daran wollen viele noch zweifeln. **Nördlingen** ist evangelisch. Die hier wohnende Katholiken aber haben das Recht, eine hier befindliche katholische Kapelle, wobey ein Kaplan von dem Reichsstift **Kaisersheim** angestellt ist, zu besuchen, und ihres Gottesdienstes daselbst zu pflegen: nur mit diesem Unterschied, daß sie blos an Werktagen dahin kommen dürfen; an Sonn- und Feyertagen aber durch eine dahingestellte Wache ab- und zum Thore hinaus auf ein benachbartes Dorf zur Besuchung der Messe gewiesen werden. Manche nun schreyen hiewider sehr, als wider die abscheulichste Intoleranz. Mir kömmt es nicht so vor. Solche Dinge

beruhen auf Verträgen und Herkommen. Die Zeit ließ es nicht zu, mich genau von der ganzen Sache belehren zu lassen. —

Etwas über eine starke Meile von Nördlingen liegt **Neresheim**, ein schönes Benediktinerkloster, das erst vor einigen Jahren die Immedietät, und also Siz und Stimme auf dem Schwäbischen Kraißconvent erhalten, aber, wie man mich versicherte, solches theuer gegen das Haus **Oettingen** bezalt hat. Der Prälat ist als ein sehr geübter Negotiateur bekannt und hat viel Weltkenntniß. Er und sein Konvent sollen nicht immer auf dem friedlichsten Fuße mit einander stehen. Der Eifer wider den Bettel hat ihn vor kurzer Zeit, wie man einander zu erzählen weiß, einen sehr auffallenden empfindlichen Verdruß zugezogen, dessen sogar in Zeitungen und öffentlichen Blättern gedacht worden. — Im Convente giebt es viele Liebhaber der neuern Litteratur, und man rühmt diesen nach, daß sie auch sogar, troz der Observanz voriger Zeiten, sich in Schriften einlassen, die bey ihren Brüdern in andern Stiftern noch immer gefährliche Kontrebande sind.

Dillingen, Die Residenz des Bischofs von Augspurg, ist eine von den Städten in Schwaben, in denen man, so wenig es auch ist, doch mehr findet, als man nach dem allgemeinen Rufe erwartet. Sie hat eine angenehme Lage an der Donau und verschiedene schöne Häuser. Ihr ehemaliger Ruhm in der gelehrten Römischkatholischen Welt ist ziemlich verschwunden, seitdem der Jesuiter Orden aufgehoben worden, und die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Lutheranern nicht mehr Mode sind. Dieser Orden hatte ein vortrefliches Collegium hier, und er wußte es zu der Zeit, da er an den Höfen nur befehlen durfte, dahin zu bringen, daß ihm die ganze Universität übergeben wurde. Diese ist, wie die meiste katholische in Deutschland, in Vergleichung mit den protestantischen, nicht sehr blüht. Unter den Studenten in Dillingen war es ehemal zur Sitte geworden, in den Wirthshäusern auf die von den Gästen abgeleerte Teller Jagd zu machen. — Die Domkirche des Hochstifts ist in Augsburg; die Regierungscollegien aber sind hier, und ein mit schönen Zimmern versehenes Residenzschloß des Bischofs. Der gegenwärtige Bischof,

der

der Churfürst von Trier, ein Herr, dessen vortrefliche Eigenschaften ihn seinen Unterthanen liebens, und bewundernswürdig machen, hat sich an dem päbstlichen Hofe durch den veranstalteten Wiederruf des Verfassers des berühmten Febronius einen unsterblichen Ruhm erworben. Es giebt Leute, die seine duldsame Grundsäze mit diesem Vorgang, so wie mit seinem Lieblingsgeschäfte, die katholische Kirche durch Convertiten täglich zu vermehren, nicht zu vereinbaren wissen. Hierinn ist er sehr geschäftig und glüklich, und man weiß eine Menge solcher her zu erzählen, die durch seinen Dienst mit der alten rechtglaubigen Mutter sich wieder ausgesöhnet haben. Ich finde für meine Person keinen Widerspruch in diesem seinem Betragen. Toleranz und Bekehrung der Irrgläubigen vertragen sich ganz gut zusammen, und nur desto besser, je weniger diese mit Gewalt verbunden ist, und den rechten Weg durch Belehrung und Ueberzeugung geht. Ohne Zweifel hat er eben diesen Weg auch bey dem verkappten Febronius eingeschlagen, und so mußte es ihm gelingen. Er hat sogar auch Protestanten in seinen Diensten; und wenn er denn diese zu-

rechtzubringen weiß, so ist die Toleranz vortreflich angelegt.

Die Reichsstadt Augsburg, die zu sehen ich schon lange begierig war, ist das Haupt der Schwäbischen Reichsstädte, und enthält so viel merkwürdiges, daß ich Ihnen einen sehr langen Brief schreiben müßte, wenn ich Ihnen alles mittheilen wollte, was ich gesehen habe. Das meiste können Sie in Büchern lesen; ich würde also eine undankbare Arbeit verrichten, wenn ich Sie mit meinen Erzählungen über die Gebühr aufhielte. Das muß ich Ihnen voraus sagen, daß mich die Nachrichten des Anselmus Rabiosus, der einer der neuesten Reisebeschreiber von Augsburg ist, in meinen Gedanken auf jedem Schritt durch diese Stadt, aber nicht zu seinem Vortheil, begleiteten. Der Mann schreibt von Augsburg, wie Maubert von Stutgardt, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe gedacht habe; und wenn man ihn hört, so wissen die Augsburger Leute nicht, wo sie den folgenden Tag Essen und Trinken hernehmen sollen. Die Lebensart bestehet, seinen Aeusserungen nach, bey dem gemeinen Volke in nichts, als in Huren und Buben, und Bier-

trinken: Und mich wundert nur, das man diesen schlechten Blättern so viel Aufmerksamkeit schenken und so viel Werth beylegen konnte, daß man sich Mühe gab, sie zu unterdrüken. Wenn er gesagt hätte, daß die Handlung würklich nicht mehr so ansehnlich sey, wie ehemal, so würde ihn niemand, auch die eifrigste Vertheidiger dieser Stadt nicht, widersprochen haben; aber seine üble Laune führt ihn so weit, daß er Sachen zu Markte bringt, die ein jedes Kind in Augsburg widerlegen kann. Die Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die Gegend derselbigen ist reizend. Rings herum sind anmuthige Alleen von Weidenbäumen angelegt, die höchst angenehme Spaziergänge geben. Ihre Schönheit gibt ihr unter den Städten Deutschlands einen vorzüglichen Rang. Sie enthält Gebäude in ihren Mauern, die von der Einsicht und der Kunst der Baumeister unwidersprechliche Beweise ablegen. In Absicht auf die Bemahlung verschiedener Häuser wird freylich der gute Geschmak nicht immer seine Rechnung finden. Ihr Gebiet ist sehr klein, daher sieht sie sich in die Nothwendigkeit versezt, sich durch Manufakturen, Fabriken und Handlung zu helfen, und den

Einwohnern Nahrung zu verschaffen, und man müßte nur nicht sehen wollen oder können, wenn man die glükliche Erreichung dieser Absicht mißkennen wollte. Man darf es als zuverläßig annehmen, daß die Kaufmannschaft sich hier in einem verhältnißmäßig blühenden Zustand befinde. Es gibt sehr reiche Familien unter den Mitgliedern derselben. Das Wechselgeschäfte geht stark: und von Schülins, der sich bereits große Reichthümer erworben hat, Cotton- und Zizmanufakturen, darf ich Ihnen nichts sagen, da sie in ganz Deutschland bekannt sind. Die Silberarbeiten, die in Augsburg verfertiget werden, haben ihres gleichen nicht: und da Sie vorhin wissen, daß der Arbeitslohn hiebey ein großes ausmacht, so muß für diesen Artikel ein schönes Geld nach Augsburg kommen. Unter den hier blühenden schönen Künsten steht die Malerey und Kupferstecherkunst vorne an. Augsburg hat immer unter seinen Bürgern große Maler gehabt, deren Werke im Ausland gesucht worden sind: und in den Kirchen daselbst, Evangelischen so wohl, als Katholischen, trift man die schönsten Stüke; in den leztern aber, wie leicht zu erachten, noch weit mehrere davon an.

In der Kupferstecherkunst werden die hiesige Meister von wenigen übertroffen, und der Handel mit Kunstwerken dieser Art muß immer beträchtlicher werden, da es bey großen Herren würklich Mode ist, viele Tonnen Goldes auf Kupferstiche zu verwenden. Der in ganz Europa berühmte Mechaniker, **Brander**, ist seit kurzem gestorben. Man fühlet seinen Verlust sehr, da er ein ungemein erfinderischer Kopf war, von dem man sich, wenn er länger gelebt hätte, noch viel wichtiges hätte versprechen können. Der große Banquier, **Paul Joseph von Cobres**, besizt ein vortrefliches Naturaliencabinet und schöne Bibliothek. Man hat etwas wichtiges vergessen, wenn man in Augsburg gewesen, und ihn vorbeygegangen ist: und man müßte es desto mehr bereuen, diesen Mann nicht besucht zu haben, da er bey seinem großen Reichthum dennoch fern von allem Kaufmännischen Stolz ist, und jedermann auf das leutseeligste begegnet. Er hat sich aber zum Gesez gemacht, in seinen Geschäften die größte Genauigkeit zu beobachten. Man muß also sehr darauf sehen, ihn zu solchen Zeiten zu besuchen, wenn er nicht durch Arbeiten auf dem Comtoir abgehalten wird. Denn,

wenn ihn die Stunden dahin rufen, so ist es vorbey, und man muß ihm diese seine Laune zu gute halten. Wer zu ihm kömmt, um seinen Büchervorrath und Kabinet zu sehen, muß seinen Namen in ein Buch einschreiben, wo er aber Personen von hohem Stande bereits antreffen wird. Er ist ein Katholike, und also eine Ausnahme von dem, was man in Augsburg beobachtet haben will, daß große Reichthümer mehr bey den protestantischen, als katholischen Kaufleuten zu suchen seyen. Die Armen- und Waisenhäuser zeigen diese Stadt besonders von einer sehr vortheilhaften Seite. Die Einrichtungen in denselben sind höchst nachahmungswürdig, und es werden große Summen auf ihre Unterhaltung verwendet. Augsburg ist vermischter Religion. Aber es fällt bald in die Augen, auf welcher Religionsverwandten Seite die wahren Vorzüge sind. Die Katholiken bleiben sich, um sich von den Protestanten zu unterscheiden, immer gleich; und sie sind im Punkte der Aufklärung mit dem benachbarten Bayern so gut, als Eines Sinnes. Man will behaupten, daß der Jesuitische Geist, auch nach der Aufhebung dieses Ordens, im Ganzen noch auf ihnen ruhe: ich

verwundere mich darüber nicht. Seit Pius VI. Anwesenheit haben sie sich in ihrer alten Gedenkungsart festzusezen stark veranlaßt finden können. Man sagte mir im Spaß, daß man ihnen das nicht einmal übel nehmen könne, da der Pabst sogar auf protestantische Theologen einen großen Eindruk gemacht habe, und führte mir zum Beweiß hievon die schmeichelhafte Anrede des Rektor **Mertens** an, die er an jenen, da er die Stadtbibliothek besahe, gehalten habe. Sie wurde mir auch zu lesen gegeben. Ich gestehe nun allerdings, daß sie mir nicht nach allen ihren Sylben behagen wollte, und daß sich **Mertens**, nur um den Stolz der Katholiken, die jede Gelegenheit begierig ergreifen, wo sie einen Protestanten unvermerkt zu einem für sie rühmlichen Schritt bringen können, nicht zu nähren, hie und da nur ein wenig anders hätte ausdrüken sollen, wenn er auf die Zufriedenheit seiner Glaubensgenossen, an denen ihm doch mehr gelegen seyn muß, als an der Gnade Pius VI. den er in seinem Leben nicht mehr sehen wird, hat sehen wollen. Doch war das Aufheben zu groß, das man davon machte. Der Hauptfehler dünkt mich der gewesen zu seyn, daß die An-

rede gedrukt wurde. Aber dies war eben der Pfiff der Katholiken, von denen der Einfall ohne Zweifel kam, solche desto gewisser ins Publikum zu bringen, um damit die Evangelische zu neken, daß einer aus ihrem Mittel, und dazu ein Theologe, sich gegen den Pabst, und überdies in einer Stadt, wo vor 252 Jahren des Pabstes in dem Bischofshofe so sehr in Ehren eben nicht gedacht wurde, so ehrerbietig erklärt habe. Wäre das Compliment ungedrukt geblieben, was würde es geschadet haben, wenn er den Pabst einen Gott oder Vicegott genannt hätte? Die Worte wären in den Wind gegangen, wie alle Complimente; die Verantwortung aber hätte man dem Gewissen des Herrn Mertens überlassen können, die niemand sonst, als ihn etwas angegangen hätte. Da sie aber unter die Leute kam, und Gemüther, die nicht alles an den rechten Ort zu legen wissen, nirgends selten sind, so ist kein Wunder, daß geschah, was geschehen ist. Mertens dauerte mich in der That, nicht sowohl um des Mißvergnügens willen, daß ihm seine Religionsverwandten darüber werden bezeugt haben — das kann er, als ein um ihr Gymnasium schon lang verdienter Mann

durch immer größere Verdienste um ihre Jugend, und durch steigenden Eifer im Unterricht derselben bald wieder alles gut machen — als vielmehr um der Katholiken willen, die über ihn als einen Märtyrer für sie in das Fäustchen werden gelacht, und ihm sein Märtyrerthum gar nicht einmal gedankt haben. Die Controvers, die darüber geführt worden ist, wird nicht in die Kirchengeschichte kommen. Ob sie **Mertens** in seinen Lebenslauf sezen wird, wollen wir ihm überlassen. Das hörte ich von ihm rühmen, daß er ein sehr gelehrter und rechtschaffener Mann, und das Gymnasium unter ihm und seiner Direktion im vortreflichem Stande sey. Vielleicht fehlt es ihm, woran es vielen Leuten seines Standes fehlt, an Weltkenntnis. Diesen Fehler dürfen aber eben nicht alle so empfindlich büssen, als er ihn gebüßt hat, weil er gerade zum Unglük in eine Lage kam, wo er mancher anderer Kenntnisse bequemer, als dieser entbehrt hätt.

Die Bibliothek, über die Mertens die Aufsicht hat, ist nicht zalreich: die Grundlage dazu waren die Bücher, die man nach der Reformation in den von den Mönchen

verlassenen Klöstern auf Befehl des Magistrats zusammensuchte. Ich wollte auch den Bischofshof und den Plaz sehen, wo ehmal die Augsburgische Confeßion verlesen wurde. Man sagte mir aber, daß ich vergeblich gehen würde, da sich der Plaz durch die Länge der Zeit nicht mehr gleich sehe. Die Katholiken werden wohl nichts daran gehindert haben, diesen merkwürdigen Ort nicht in seinem alten Zustande zu lassen: und die Lutheraner machen ohnehin nichts aus den Reliquien. Was man also gethan hat, kann auch mit ihren guten Willen geschehen seyn. Den P. März hatte ich das Glük, predigen zuhören; aber dazu konnte ich nicht kommen, ihn zu sprechen, welches ich doch sehr gewünscht hätte, da sein leutseeliges und polites Betragen allgemein gerühmt wird. So geht es ihm also, wie vielen andern Predigern in allen Religionspartеyen, daß sie andere Männer zu Hause, als auf der Kanzel sind. Er wird von sein Glaubensgenossen beynahe angebetet: und die allermeiste von diesen halten und erklären es für etwas unbegreifliches, und, wenn es nicht der Augenschein lehrte, unglaubliches, daß, seitdem er in Ausburg nicht

nur mündlich lehret, sondern auch die Welt mit häufigen Schriften unterrichtet, nicht nur diese Stadt, sondern das ganze Unkatholische Europa, noch nicht zu der wahren allein seeligmachenden Religion bekehret worden ist. Sein Vortrag ist meisterhaft, und bis auf die Punkte, die ihm am meisten am Herzen liegen, überzeugend. Alle seine Predigten, die er an hohen Festen hält, sind in Fragen eingekleidet: und der D. **Luther**, dem er von ganzem Herzen, nicht nur aus Orthodoxie, abhold seyn muß, ist der unabläßige Gegenstand seines brennenden Eifers. Ich habe mir ein paar von seinen Hauptsäzen notirt, mag **Ihnen** aber damit nicht beschwerlich fallen. So donnernd er aber auf dem Predigtstule ist, als einen so rüstigen Schriftsteller zeigt er sich auch alle Meßen, und seine Verleger müssen sich bey dem Druke seiner Schriften schon manchen schönen Thaler gewonnen haben. Am besten gefiel mir sein Einfall, daß er dem Pabst seine Predigten zuschikte. Er legte, so wenig der Pabst drutsch verstehet, ja so wenig er sich solche ins lateinische oder italiänische übersezen ließ, um den grossen Kanzelredner bewundern zu kön-

nen, doch Ehre bey dem Pabst ein: den dieser antwortete ihm, prieß seine Verdienste, ermunterte ihn, in seinem Eifer tapfer fortzufahren, und ertheilte ihm seinen apostolischen Seegen.

Der D. **Urlsperger**, ein Sohn des berühmten ehmaligen Seniors zu Augsburg, der unter Herzogs Eberhard Ludwigs von Würtemberg Regierung Consistorialrath und Hofprediger in Stuttgardt war, aber bey dem damaligen Zustande am Hofe, der ihm als Theolog nicht gefiel, sich zu offenherzig auf der Kanzel ausdrükte, und deswegen seine Bedienung niederlegen mußte, lebt ganz als Privatus in Augsburg, und hat das Seniorat schon vor einigen Jahren abgegeben, weil seine Gesundheitsumstände solchen Geschäften nicht gewachsen waren. Er hat eine Gemahlin von Hamburg, die ihm ein grosses Vermögen zugebracht hat, und kann also in dieser Rüksicht ein Amt, das nicht viel weniger, als ein paar tausend Rthlr. abwirft, wohl entbehren. Er wendet aber seine Zeit desto geflissener auf andere nüzliche Dinge, auf Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, und andere gelehrte Beschäftigungen. Die Geistliche ste-

hen hier in grossen Ansehen. Von ihrer Kleidung, die manchen lächerlich vorkömmt, sage ich nichts. Ländlich, sittlich, heißt es auch hier. Wenn sich Auswärtige an dem Aufzuge der Augsburger Prediger stossen, der altmodisch und altväterisch sey, so giebt es vielleicht Leute hier, denen die Kleidung der Geistlichen in andern Ländern als zu neumodisch und Abbtmäßig auffällt: und wer hat alsdenn Recht? Die Lebensart ist hier, wie in den meisten Reichsstädten; größtentheils Complimentenreich und gezwungen. Doch findet man auch Leute, mit denen man auf den anderwärts eingeführten freyeren Fuß umgehen kann.

Von Augsburg aus sahe ich **Kempten.** Die Reichsstadt gefiel mir in ihren Vorstädten besser, als in ihren innern. Diese muß allem Ansehen nach sehr alt seyn. Die Handlung, besonders mit Leinwand, erhält sich hier noch immer; und die Stadt ist auch sonst durch das Commerz sehr lebhaft. Aber die Tage sind freylich, wie für andere vorhin so schön blühende Reichsstädte, also auch für Kempten, dahin, in denen man, wenn von bedeutenden Handelspläzen die Rede war,

von Schwaben hauptsächlich sprechen mußte. Ob der Wechsel der Zeiten nur etwas von dem ehmahligen Flor wieder herstellen werde, wie einige sich mit dieser süssen Hofnung trösten, stehet dahin. Diese Erwartung hat wenigstens nicht viel vor sich. Das Stift **Kempten** hat ein ansehnliches Gebiete, und ist unter dem gegenwärtig regierenden Fürsten sehr glüklich, dessen trefliche Eigenschaften man nicht genug preisen kann. Er ist gegen Fremde sehr gefällig und verbindlich, Gelehrte haben sich seiner Gnade vorzüglich zu erfreuen. Seine Kenntnisse erstreken sich hauptsächlich auf die Naturgeschichte und die botanische Wissenschaften; Er hat einen Hofcaplan um sich, der ein gründlich gelehrter Mann ist, und auf einer hohen Schule dem Katheder Ehre machen würde. Ich zweifle aber, daß wenn auch ein Ruf zu einer solchen Stelle an ihn käme, und er seinen Geschmake zu folgen Lust hätte, er seine Entlassung erhalten dürfte. Ein wunderbares Ungefähr brachte mich nach **Leutkirch**, das mir zu besuchen nicht eingefallen wäre. Eine kleine aber nicht unfeine Reichsstadt, deren Bürger sich mit dem Feldbau und der Leinwandweberey gut nähren,

und deren Symbolum: dulcis mediocritas ist. Sie hat in Ansehung ihrer Verfassung und der Ruhe und des Friedens, dessen sie genießt, dem gelehrten und rechtschaffenen Kanzleydirektor Seyler ungemein vieles zu verdanken. Es ist ein eigenes Schiksal der kleinen Reichsstädte, daß man allerley schnakische und ihnen nicht zur Ehre gereichende Anekdoten von ihnen erzählt. So müssen sich die Bürger einer gewissen, die innerhalb der Gränzen des Herzogthums Würtemberg liegt, die Verordnung nachsagen lassen, die einstens, bey einer in der Nachbarschaft unvermuthet entstandenen Feuersbrunst ihre Feuersprüzen, mit denen sie ihren nothleidenden Nachbarn zu Hülfe kommen wollen, unbrauchbar gefunden worden, bey Rathe gemacht worden sey, künftig solche pünktlich allemal vierzehn Tage vorher probiren zu lassen, ehe ein Brand entstehe, um, wenn der Fall existire, solche desto zuverläßiger brauchen zu können. In einer andern seye eine Aufruhr unter den Bürgern entstanden, da es an dem gewesen sey, einen grossen Verbrecher, der aber ein Fremder gewesen, aufzuknüpfen. Sie habe den patriotischen Grund angeführt: Ihr Galgen

seye nur für sie und für ihre Kinder, und nicht für Fremde. Durch den Vorschlag eines Rathsherrn seyen die aufgebrachte Gemüther endlich wieder zur Ruhe gebracht worden, dem Delinquenten, den man nun nicht in seine Heimath weisen und zur behauptung seines Rechts an sein vaterländisches Hochgerichte anhalten könne, weil er ein Vagante sey, der keine Heimath habe, wenigstens solche nicht wisse, einen Revers zur Unterschrift vorzulegen, daß dieser einzelne Vorgang, als eine diesmal unvermeidliche Ausnahme von der Regel, der Bürgerschaft in Zukunft nicht zum Präjudiz gereichen soll; und diesen Revers den Criminalakten in perpetuam rei memoriam als eine Urkunde, an der dem Staaten gelegen sey, beyzulegen. Zugleich sollte ad protocollum genommen werden: daß der Galgen, wenn über kurz oder lang die Justiz bey einem Mitgliede der Bürgerschaft sich desselben bedienen müßte, von seiner durch die Aufknüpfung eines Fremden daran ehmal geschehenen Entweihung liberirt, und vorher, ehe die Execution vorgenommen werde, wieder ad novos usus feyerlich mit wohl überlegten Ceremonien eingeweiht werden müsse. In

den

eben diese Klasse gehört der Vorgang in einer dritten Reichsstadt, ebenfalls mit einem Delinquenten, der gehängt werden sollte. Nachdem er geraume Zeit auf der Stadt Kosten in dem Gefängniß unterhalten worden sey, und endlich der Tag der Vollziehung des Urtheils angebrochen, habe man sich durch die weißliche Ueberlegung der Unkosten, die die Execution erfordern würde, veranlaßt gefunden, dem Mißethäter Obrigkeitlich einen Golddgulden abzureichen, mit dem Anfügen, daß er, vollkommen überzeugt von der Gerechtigkeit des über ihn ausgesprochenen Urtheils, bey den Umständen, in denen sich ihre Gemeincasse befände, sich an einen andern Ort hinwenden möchte, um über sich verfügen zu lassen, was Rechtens seye, und daß er mit dem Pfenning, dem sie ihm hiemit gäben, wohl Reisekosten und das übrige bestreiten könnte. Eben die Rüksicht der Sparsamkeit, die es nothwendig mache, ihm zu der ihm gebührenden Criminaljustizpflege einen andern Ort anzuweisen und daselbst zu seinem Rechte zu verhelfen, binde ihnen auch die Hände, ihm mit einem so ergiebigen Viaticum, als sie selbst wünschten, an Hand zu gehen. Den über

eine so seltene Großmuth und Gerechtigkeits-liebe gerührten Delinquenten möchte ich gesehen haben! Die Geschichte erzählt den endlichen Verlauf der Sache nicht, so gerne ich Ihnen damit diente. Ob diese Begebenheiten wahr oder unwahr seyen, darüber läßt sich nicht wohl streiten, dies aber vielleicht dennoch nicht ohne großen Schein behaupten, daß wohl einzelne Vorfälle dabey zum Grunde liegen, die ins lächerliche fallen, und die die Quelle der beissenden Vorwürfe sind, die man den Schwaben von langen Zeiten her macht; wenn sie schon in der Folge, wie es zu geschehen pflegt, ausgedehnt, verschönert, oder, richtiger zu sagen, verunstaltet worden sind. In andern Ländern fehlt es gewiß auch an solchen Geschichtchen nicht. Aber die Schwaben haben das Unglük, daß die ihrigen ausgebreiteter und dauerhafter sind. — Ich bin ꝛc.

# Eilfter Brief.

Von Lindau, einer Stadt, deren reizende Gegend mich bey ihrem ersten Anblik so bezauberte, daß ich es nie vergessen werde, hätte ich Lust, Ihnen recht viel zu sagen, wenn nicht die Besorgnis, ich möchte mich vor lauter Vergnügen, davon zu schreiben, zu weit verlieren, es vielmehr dahin bringt, daß ich mich bey Lindau weit kürzer fasse, als bey vielen andern weit unbedeutenden Oertern. Wenn ich diese Stadt andern, denen sie nach der Meinung mancher nachzusezen ist, vorziehe, so kann ich vielleicht doch in einigen Stüken Recht haben; und wo ich etwa Unrecht habe, fordern, daß man mir meinen Geschmak lasse. Wenigstens wollte ich mich lieber hier, als in Augspurg, oder in Ulm aufhalten. Man kann nicht von allem, was diesen Punkt betrift, bestimmte Gründe anführen, ungeachtet es mir auch nicht daran fehlen müßte, wenn ich mich hierauf einlassen wollte. Ich bilde mir etwas darauf ein, daß Joseph II. selbst ihre Lage bewundert hat, dem doch Venedig, mit dem Lindau die bekannte Aehnlichkeit, wiewohl nach dem verjüngten Maßstabe, hat, wohl

bekannt seyn muß. An Gebäuden, die von besonderer Schönheit wären, hat sie keinen Ueberfluß. Sie würde sich aber glüklich schäzen, wenn sie eine noch geringere Anzahl neuer Häuser hätte, weil sie alsdenn von Feuersbrünsten nicht so vieles erfahren hätte, als sie würklich erfahren hat. Obstbäume sieht man die Menge, und die Früchte, die sie tragen, sind von sehr gutem Geschmak; ich glaube auch, daß der Handel mit Obst vieles zur guten Nahrung der Einwohner beyträgt. Sie hat auch viele schöne Weingärten, in denen der sogenannte Seewein gebaut wird, den viele den Nekar, und andern deutschen Weinen, die nicht eben vom höchsten Range sind, vorziehen. Auf den Punkt der Handlung bey Lindau zu kommen, fällt mir schwer. Ich bin zu sehr für diese Stadt eingenommen, als daß mir nicht die bloße Berührung dieser Sache sauer geschehen sollte. Zwar an Betriebsamkeit und Industrie fehlt es, zum Lobe der Obrigkeit und der Bürger seye es gesagt, ganz und gar nicht. Handel und Wandel ist sehr lebhaft. Die Stadt hat sehr reiche Familien, und solche, die es durch eigenen Fleiß geworden sind, und andern zum Muster dienen kön-

nen, wohin es sich bey gehöriger Aufmerksamkeit bringen lasse. Aber der Staat soll in Umständen seyn, die man nicht sehr blühend nennen darf, und das Schiksal mancher Schwäbischer Reichsstädte haben, in denen es sich zu einer Untersuchung anschikt. Daran hat aber gewiß die Wirthschaft der Obrigkeit keinen Theil, wenn auch einige unter den Bürgern seyn sollten, die ihr die Schuld des Verfalls gern zuschieben möchten. Man hat mir folgende Ursachen davon angegeben, die allein zureichend sind, diese unangenehme Erscheinung vollkommen zu erklären, ohne daß man seine Zuflucht zu argwöhnischen und der Obrigkeit nachtheiligen Vermuthungen nehmen darf. Man hat die Unkosten der Durchzüge der Regimenter, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bey den damaligen Kriegen, innerhalb vierzig Jahren bis 1720. nach Italien, und heraus, giengen, auf mehr, als eine halbe Million berechnet. Da das Gebiet der Stadt sehr klein ist, und unmittelbar vor dem Paß Bregenz liegt, so konnten die Kriegsvölker sich nicht weit genug ausbreiten, sondern mußten nahe beysammen bleiben. Ihr Aufenthalt währte eben deswegen um so län-

ger, und es gieng nicht ohne die größte Ausschweifungen ab, die niemand, als dieser guten Stadt zur Last fielen. In dem Spanischen Erbfolge Kriege hatte sie zwar das Glük, nicht in feindliche Hände zu gerathen, wie Ulm und andere Städte, die die ihnen damal geschlagene Wunden noch nicht ganz geheilt haben: aber ganz ungeschlagen kam sie doch nicht durch. Die ihr so nöthige Hülfe an Kreismannschaft wurde ihr auf ihre dringende Bitte abgeschlagen, ja sie konnte nicht einmal ihre bey der Armee stehende wenige Truppen, als einen kleinen Beystand, erhalten. In dieser Bedrängnis sahe sie sich genöthigt, neben ihrer Besazung auch die Bürgerschaft, ja das Landvolk selbst, zu bewafnen, und endlich gar Zürch und Bern um Völker zur Besazung anzuflehen. Dies erforderte sehr großen Aufwand. Ausserdem mußten die Vestungswerke verbessert, das Zeughaus vermehrt und sonst noch andere unvermeidliche Ausgaben bestritten werden, so daß man, da der Staat ohnehin schon sehr entkräftet war, zu dem äussersten Mittel greifen, und große Summen, diese aber nicht anders, als für hohe Interessen, aufnehmen mußte. Diese Last soll so drükend

seyn, daß man es gar nicht verheimlicht: ohne anderwärtige Hülfe und Unterstüzung werde es der ganzen Nachkommenschaft unmöglich fallen, die Heimbezahlung der entlehnten Gelder jemal zu Stande zu bringen. Die Vortheile mit dem Commerz und Transito der durchpaßirenden Güter, welches der Stadt ehmal ein großes eintrug, sind seit dem spanischen Erbfolgekrieg beynahe gänzlich dahin. Man sucht um der erhöhten Zölle und eingeführte Imposten auf die Contrebandegüter willen andere Strassen. Da die Einwohner vorhin ihre Nahrung großentheils von dem starken Weinbau hatten, so hat ein Mißwachs von zwanzig Jahren in diesem wichtigen Produkte diese ihre Nahrung äusserst schwächen müssen: und daß dies auf die öffentliche Einkünfte einen schädlichen Einfluß haben müsse, ist deutlich genug. Am allermeisten aber hat die Stadt Ursache, sich darüber, als eine unerträgliche Last zu beschweren, „daß sie, wie ein glaubwürdiger Schriftsteller, der genaue Einsicht in diese Angelegenheiten haben muß, sagt, verbunden ist, dem heiligen Römischen Reich eine Gränzfestung auf ihre eigene Kosten, nebst den Vestungs- und andern Wassergebäuden,

Besoldung der Besazung, Versehung des Zeughauses und anderer Defensionserfordernisse, u. s. w. zu unterhalten. Da die Stadt in dem Bodensee, und selbst ein guter Theil ihrer Landschaft an dem Ufer desselben gelegen ist, so sind auch beyde mehr als keine andere Stadt und Landschaft, den öftern Ueberschwemmungen unterworfen, und werden besonders bey grausamen Sturmwinden die Stadtmauren, Vestungsgebäude und Pallisaden hart mitgenommen, und die Stadt auch von dieser Seite, von einer Zeit zur andern, in so grossen Schaden und Unkosten gesezt, daß sie oft mit vielen tausend Gulden nicht ersezt werden können.“ Leider ist dies ohne Zweifel eine nur allzuwohlgegründete Ausführung der Ursachen, warum die Umstände der Stadt Lindau, in Absicht auf ihre ökonomische Verfassung so mißlich sind. Die Hülfe und Unterstüzung, worauf diese Stadt zu zielen scheint, wäre ihr von allen gutgesinnten zu gönnen. Aber sie wird vielleicht ein bloßer und frommer Wunsch bleiben. Hiezu kömmt noch eine gedoppelte Feuersbrunst innerhalb acht Jahren, durch die die Bürgerschaft in ein unbeschreibliches Elend versezt werden mußte. In der ersten wurde

das Zeughaus, das erst kurz nach dem westphälischen Frieden wieder angefüllt wurde, durch die Flammen aufgerieben; und die zwote war noch heftiger, die im Anfang der ganzen Stadt das Verderben drohte, auch würklich so weit gieng, daß man den Verlust seit fast sechzig Jahren noch empfindet.

Das scharfe Auge eines Patrioten, der mit der Gedenkungs- und Lebensart der Einwohner genau bekannt ist, wird über dieses alles noch etwas entdeken, in dem er Ursachen dieses Verfalls suchen kann. Ich will Sie, **mein Liebster**, nicht lange rathen lassen. Es ist das, worüber zu klagen man anfangen könnte, für bloße Mode zu halten, wenn nicht der Augenschein diese Klagen nur für gar zu gegründet erklärte. Der **Luxus** ist auch in **Lindau**, wie überall, zu Hause. Dieser Feind des bürgerlichen und öffentlichen Wohlstandes ist desto gefährlicher, je unerkannter er sich oft einschleicht, und je auf einer unschuldigern Seite er sich denen zeigt, die er berüken und zu Grunde richten will. Jene Unfälle, die oben angeführt worden sind, sind heftige und schnell hinreissende furchtbare Krankheiten, wider die man sich mit einer noch so hochgetrie-

benen Vorsicht nicht allemal schüzen kann; die Ueppigkeit aber ist ein schleichendes Fieber, das die Kräfte nach und nach, und ganz unmerklich verzehrt, bey dem man oft nicht sowohl scheinbare Hofnung zur Genesung hat, als vielmehr sich ganz gesund dünket, und gerade alsdenn am allergesundesten, wenn der Tod würklich vor der Thüre ist.

Viele Lindauer, und unter diesen Leute von Einsichten, erinnern sich ihrer Vorfahren nicht in Ehren, die an dem Ende des vorigen Jahrhunderts die schönste Gelegenheit aus den Händen gelassen haben, dem Staate durch Aufnahme der französischen Flüchtlinge auf Einmal und auf immer empor zu helfen. Man erinnere sich, sagen sie, was der große Churfürst **Friederich Wilhelm** seinen durch den dreyßigjährigen Krieg ganz verwüsteten Staaten durch diese fromme Gastfreyheit für wichtige Dienste gethan hat. Darinn hätten ihm andere nachahmen sollen. Aber tolle Ausflüchte, übertriebene Orthodoxie der lutherischen Geistlichen und anderes mehr, hinderte etwas, das nun mit aller Kunst nicht mehr zuwegezubringen ist. Eben diesen Vorwurf macht man auch den Würtembergern, die doch,

aber freylich erst, da der Markt bereits verloffen war, die Hefe von jenen Auswanderern noch aufnahmen, und sie einige elende Dörfchen, in denen nichts, als die bittere Armuth sichtbar ist, bauen ließen. Wenn man die Sache von allen Seiten betrachtet, so ist so viel dawider nicht zu sagen: wiewohl die, die anderer Meinung sind, auch ihre Gründe haben, auf die sich so gar leicht nicht antworten läßt. Die Reformirte, wo sie zukommen können, vergessen ihrer auch nicht: und man darf nur die Lutheraner in der Unterpfalz über diese Materie fragen. Doch dies sind alles geschehene Dinge, und Lindau gewinnt von dem Disputiren darüber nichts. Ausführbare Vorschläge, den Einwohnern zu besserer Nahrung zu helfen, und die Stadt, die weit mehrere Menschen fassen könnte, mehr zu bevölkern, würden den Patrioten willkommen seyn, und man darf es ihnen zutrauen, daß sie alles thun würden, um sie ins Werk zu sezen. Lindau hat auch ein Waisenhaus, darinnen aber wohl, da es etwas klein ist, nicht alle, die dieser Wohlthat bedürfen, und ein Recht daran haben, berathen werden können. Auch ist ein Zucht- und Arbeitshaus in der

Stadt, welches von der Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf den Wohlstand ihrer Bürger genugsam zeuget. Wie sehr man auch hier die Wissenschaften schäze, beweisen nicht nur die guten Anstalten in Kirchen- und Schulsachen, und die Besezung der dazu gehörigen Aemter mit tüchtigen Männern, an denen es in Lindau weniger, als anderswo fehlt, sondern auch die schöne öffentliche Bibliothek, und noch mehr die Summen, die jährlich zur Unterhaltung derselben verwendet werden, und sich auf einige hundert Reichsthaler belaufen. Ueber solche ist der Senior Porzelius Aufseher, und sie ist bey ihm, als einem Mann, der jedermanns, der ihn kennet, Hochachtung hat und verdienet, in sehr guten Händen.

Die Fürstenbergische Lande, die ich von hier aus bereißte, haben, ungeachtet sie nicht unter die fruchtbarste und angenehmste in Schwaben gehören, doch ihre Vorzüge und sind nicht so von der Natur verwahrloßt als diejenige, die nur aus der Lage dieses Gebiets ihre Schlüsse ziehen wollen, gedenken möchten. Die Viehzucht ist in sehr guten Umständen; und der Akerbau an sehr vielen Orten eben so. Auch zieht der Fürst sehr

gute Einkünfte von den Bergwerken, die er besonders in der Gegend des Schwarzwaldes an den Gränzen des Herzogthums Würtemberg besizet. Seit dem Tode des lezten Fürsten haben sich an dem Hofe und in der Kanzley ziemliche Veränderungen zugetragen. Der Geheime Rath Freyherr von Lasollaye und sein Vertrauter, der Gelehrte Ueblaker welche beyde vorhin in grossem Ansehen stunden, und das Heft in den Händen hatten, wurden verabschiedet und befinden sich würklich in Wien. — Man behauptet, bey dem neuen Boden, der zulegen angefangen worden, seye das eine Hauptsache gewesen, eine genaue Specification des Ertrags der Lande, der vorher gar nicht im Klaren gewesen, beybringen zu lassen. Hiernach solle nun die Wirthschaft am Hofe eingerichtet, und dahin gearbeitet werden, daß alle Jahre eine gewisse Summe zur Heimbezahlung der vorhandenen nicht unbeträchtlichen Schulden bestimmt, und diese richtig abgeführt werden sollen. Wie wohl wäre manchen kleinen Staaten die Nachahmungssucht hierinn zu gönnen, die nur, wie ich in einem meiner vorigen Briefe, da die Rede auch von einem gewissen Schwäbi-

schen Fürsten war, den grossen Höfen das nachthun wollen, was über ihre Kräfte ist; aber sich wohl hüten, sie in einer pünktlichen Staatswirthschaft zum Muster zu nehmen! Ich bin rc.

# Zwölfter Brief.

Nirgend habe ich Schwaben, das ich nun zwar nicht in allen seinen Eken betrachtet habe — denn Sie werden ohne Zweifel von manchen begierig gewesen seyn, Nachrichten einzuziehen, die Sie nicht finden — wenigstens nach meiner Einsicht und Geschmak, glüklicher und geseegneter gefunden, als, in Marggrafthum Baden, welche Landschaft das Ende meiner Schwäbischen Reise gewesen ist. Nicht, als ob ich sagen wollte, alle Gegenden desselben wären einander vollkommen gleich: ich habe vielmehr einen merklichen Unterschied angetrofen. Auch würde das Herzogthum Würtemberg, wie ich selbst gestehe, sich mit Recht beklagen können, wenn man ihm, im Ganzen betrachtet, den Vorzug vor Baden streitig machen wollte: Sondern ich

sahe so vieles überall, auf allen Seiten, das mir den höchsten Wohlstand der Marggräflich Badischen Unterthanen ankündigte, daß es mich keine Mühe kostete, über einiges — denn wenn die Vollkommenheit in der Welt überhaupt nicht zu suchen ist, so würde man sie auch hier vergeblich suchen — das, nach einiger Urtheil anders seyn könnte, hinweg zu sehen. Die Aquisition, die das Durlachische Haus vor dreyzehn Jahren durch das Absterben der lezten Baaden-Baadischen Fürsten gemacht hat, ist sehr beträchtlich: und der Marggraf ist nun um so mehr einer von den angesehensten Fürsten des Reichs, je mehr auf das weiseste darauf gearbeitet wird, die innere Stärke des Staats durch vortrefliche Einrichtungen nach allen Theilen je länger, je mehr in die Höhe zu bringen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hie und da ungemein, und der Fleiß der Einwohner ist jener gemäß, und er muß es seyn, da sie, wenn es auch ihr eigener Nuzen nicht erforderte, nur um ihres Regenten willen, der sich erst kurz, wie Sie wissen, durch die wohlthätigste Verordnung, die sich denken läßt, nicht nur bey seinen Bürgern, sondern auch bey andern, ein

ewigdaurendes Denkmal gestiftet hat, alle ihre Kräfte anstrengen werden, dem Vaterlande und dem gemeinen Wesen so nüzlich zu seyn, als sie immer seyn können. Ich zweifle, ob eine Provinz in Deutschland ist, in der man die Landwirthschaft für eine so wichtige Angelegenheit hält, und so vieles durch Schriften, Versuche und Anstalten, darauf wendet, sie immer mehr empor zu bringen. Und eben hier kann man die sichtbarste Proben finden, wie schädlich und ungereimt das Vorurtheil sey, das man den Schwaben als eine Nationalkrankheit nachsagt: daß man lieber bey den Alten bleiben, als immer auf neue Entdekungen und Einrichtungen los gehen, und sich nicht durch jede, der etwas bisher ungewöhnliches auf die Bahn bringt, in seinem alten Trabe irre machen lassen solle. Dadurch unterscheiden sich würklich die Baadische Unterthanen von manchen ihrer Mitbrüder in Schwaben, die man weder durch Vorschriften, noch durch Beyspiele von ihrer hartnäkigen Anhänglichkeit an das Alte, blos, weil es alt ist, abbringen kann.

Ich begnüge mich nun, Ihnen wenige Beobachtungen, die ich gemacht habe, mitzutheilen.

zutheilen. Der Hof geht den Unterthanen in kluger und genauer Wirthschaft mit seinem Exempel voran, ohne jedoch — Sie werden diese meine Anmerkung hoffentlich nicht misdeuten? — die Sparsamkeit bis auf einen Grad zu treiben, der einem so mächtigen und grossen Hause nicht zur Ehre gereichen würde. So einfach man bey Hofe lebt, so wenig läßt man sich ewas nahmhaftes dauren, wenn bey fremden Besuchen die Ehre Glanz und Pracht erfordert. Ich habe mir in Carlsruhe etwas artiges jenen Punct betrefendes erzählen lassen. Es wurde vor mehreren Jahren ein Prinz geboren. Die Stadt wollte, um ihre Devotion zu bezeugen, eine Illumination veranstalten. Dem Hofe misfiel der Gedanke nicht. Der Cammerpräsident aber stellte die Betrachtung an, daß um dieses Vorgangs willen der Hof nun selbst auch aufgefordert wäre, etwas ähnliches zu verfügen, dieses aber einen Aufwand verursachen dürfte, der anderswo besser angelegt seyn würde. Er leitete es also ein, daß die Beleuchtung unterblieb; Die Hälfte der Summe aber, die sie gekostet haben würde, sollte zu einer gewissen sehr gemeinnüzigen Anstalt

bestimmt werden, wozu die Kammer auch die Hälfte von den zu einer Feyerlichkeit aufzuwendenden Geldern hergeben sollte. Der Vorschlag gieng durch, und ausser der Ersparnis hatte man etwas erhalten, das sonst nicht zu Stande gekommen wäre. Die Anlage von **Carlsruhe** ist **Ihnen** bekannt. Sie ist vortreflich, und man muß die Stadt, wenn man sie das erstemal sieht, sehr angenehm finden. Vielen kömmt sie aber zu einförmig vor. Die Einwohner von Carlsruhe würden sich eben so sehr wundern, wenn der Marggraf eine andere Stadt, in der mehr Mannigfaltigkeit in der Anlage wäre, zur Residenz machte, als sich die **Mannheimer** wunderten, da **Carl Theodor München** seiner bisherigen Residenz vorzog. Es giebt ausser dem Marggräflichen Schloß, das bey aller der, aus weisen und eines Vaters seiner Bürger würdigen Ursachen bey der Erbauung desselben angebrachten Sparsamkeit, dennoch zuverläßig eines der schönsten in Deutschland ist, schöne öffentliche und Privatgebäude hier, über denen man die häufige unansehnliche Bürgerhäuser leicht vergessen kann.

Wenn man **Carlsruhe** gesehen hat, so kann **Durlach** nicht mehr viel Beyfall fordern, wiewohl ich um der herrlichen und fruchtbaren Gegend willen, in der diese Stadt liegt, dieser ihre anderweitige Vorzüge vor Carlsruhe nicht absprechen will. Diese liegt in einer ebenen und sehr sandigen Gegend; aber näher gegen dem Rhein hin ist das Feld an allen Arten von Produkten, Getraid, Hanf, Flachs und dergleichen, ausserordentlich fruchtbar. Mit der Beschreibung der 32. Alleen, wovon die gröste drey deutsche Meilen lang ist, und anderer hieher gehörigen Dinge will ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Sie können das besser in Schriften finden, und, um sich die Vorstellung davon zu erleichten, den Kupferstich von Carlsruhe, zur Hand nehmen, an dem sie sich in Ermanglung des persönnlichen Beschauens satt sehen können. Die Vortrefliche Antwort, die der Marggraf, der Stifter dieser Scadt und Schlosses einem fremden Cavalier gegeben, der ihn freymüthig fragte, warum diese Gebäude alle von Holz seyen, war mir immer im Sinn, so oft es mir einfiel, eben dieses auszusezen. Er berief sich auf das, was seine Lande um

ihrer Lage willen am Rhein von je her gelitten, und vielleicht auch in Zukunft zu leiden haben würden. Bey den schon ausgestandenen Drangsaalen habe er es nicht über das Herz bringen können, seinen Unterthanen mit kostbarem Bauwesen, nur zur Pracht beschwerlich zu fallen, und den Feinden wolle er auch auf die Zukunft keine prächtige Gebäude hinstellen um solche mit desto grösserer Schadenfreude einzuäschern. Die Summen, die sie ihm gekostet hätten, wenn er nicht diese Betrachtungen angestellt hätte, wolle er lieber zur Bezahlung seiner aus Noth gemachten Schulden, und zur Unterstüzung seiner durch die traurige Verwüstung ihrer Städte und Dörfer äusserst heimgesuchten Unterthanen anwenden, als durch Aufführung solcher Gebäude verzehren, von denen niemand keinen wahren Nuzen habe. Dieser Bescheid macht dem edlen Herzen des Fürsten mehr Ehre, als ihm ein in dem Geschmak von **Versailles** oder **Portici** erlaubtes Schloß Ruhm bey Reisenden machen würde. Wer es weißt, was die Baadischen Lande an dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und in dem jezigen mehr als einmal, durch Kriege gelitten haben, wird

sich über jene Erklärung des Marggrafen nicht, aber desto mehr darüber wundern, wenn er hört und sieht, wie ausnehmend sie sich wieder erholt haben. Doch daran konnte es dennoch auch um so weniger fehlen, da sie nicht nur einen ausserordentlich fruchtbaren Boden haben, sondern das unschäzbare Glük geniessen, nun seit mehr als fünfzig Jahren die beste Regenten zu verehren. Zu dem Wohlstand seines Staates legte schon der vorige Marggraf den besten Grund, der gleich nach geschloßenem Frieden den Anfang machte, seinen Bürgern wieder aufzuhelfen, und ihnen aus seiner Rentcammer unter die Arme grief, es auch durch die genaueste und weiseste Staatswirthschaft dahin zu bringen wußte, daß er nicht nur fast alle Schulden seiner Regiementsvorfahren nach und nach tilgete, sondern so gar seine Schazkammer nicht leer hinterließ. Und unter der Regierung des gegenwärtigen Marggrafen bauet man nicht nur auf diesem Grunde fort; sondern, wenn man die Verordnungen kennen lernt, die in Kirchen- und Schulsachen, in Absicht auf Policey, Anstalten zur Abwendung der Feuersgefahr, Berathung der durch Brand verunglükten, Beför-

derung des Nahrungsstandes der Einwohner, der Handlung, der Künste und Handwerker unter dieser Regierung herausgekommen sind, und auf deren Beobachtung man genau hält; so muß man dem Lande Glük wünschen, das unter einem solchen Fürsten steht.

Die Stadt **Pforzheim** ist wohl die vornehmste Stadt in Baaden, wenn sie schon nicht die Ehre hat, die Haupt- und Residenzstadt zu seyn. Sie liegt an den Gränzen des Herzogthums Würtemberg, an der Enz in einer angenehmen Gegend, und ist um der in derselbigen befindlichen häufigen und schönen Manufakturen und Fabriken willen, auch um des vortreflich eingerichteten Waisen- und Arbeitshauses willen sehr berühmt. Der Holzhandel, der aus den im Baadischen in vorzüglich gutem Stande sich befindenden Waldungen nach Holland getrieben wird, ist beträchtlich. Die ganze Marggrafschaft Baaden hat vorzüglich gute Weine; der beste ist in der Gegend von Badenweiler, in der sogenannten obern Marggrafschaft. Sie sind unter dem Namen der Marggräfler bekannt, und werden weit verführt. Nicht weit von Pforzheim ist das Dorf **Bauschlott**, wo der Marg-

gräfliche Oekonomie-Rath **Bernhard** wohnet, der sich durch Kenntnisse und Erfahrung in der Landwirthschaft sehr berühmt gemacht hat.

Vergeben Sie mir meine Eile, mit der ich über Baaden, und vieles andere, das ich Ihnen gern noch erzälen möchte, wegschlüpfe. Ich kann sie mit nichts entschuldigen, als damit: ich wollte lieber wenig sagen, als von einem Lande, das ich mit solchem Vergnügen gesehen habe, mich ausführlich heraus lassen, und doch noch in Gefahr stehen, den Vorwurf zu hören, daß ich vielleich etwas wichtiges vergessen habe. Ich bin rc.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

H. HEINRICH
Buchbind
Rotten

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gaum, Johann Ferdinand,

Reisen eines Curländers durch Schwaben Ein Nachtrag zu den Briefen eines reisenden Franzosen

[Nürnberg] 1784

It.sing. 842
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467903-1
VD18 10212841-005